

HERMANN HEYERMANS

Ein Judenstreich

Wiener Verl.
Wien u. Leipzig
1903



books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

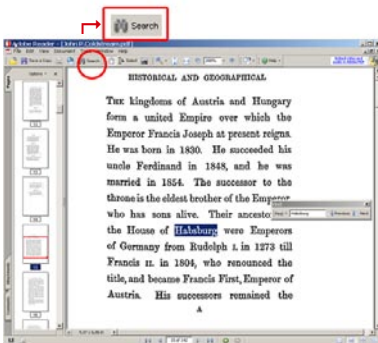
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

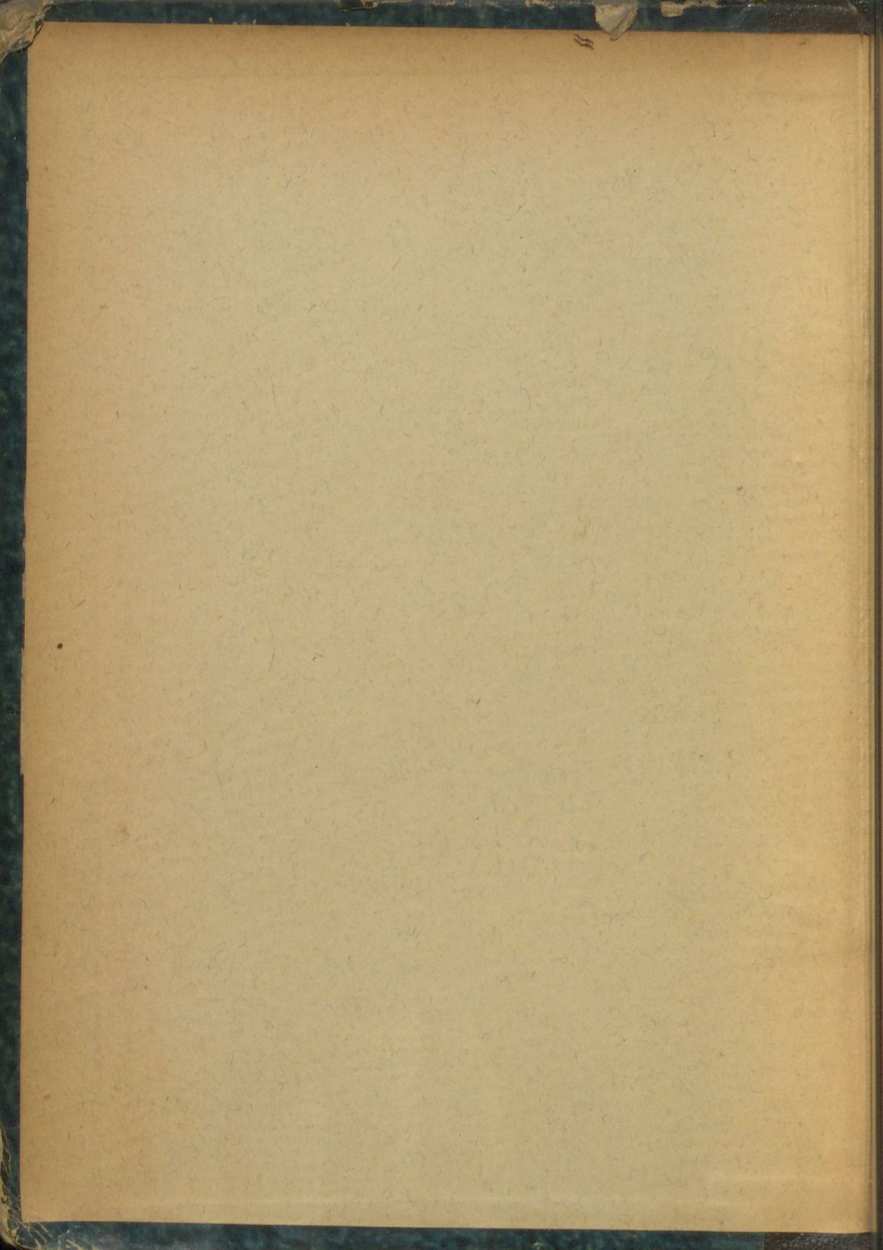
I

299 615

7

~~E. S.~~

~~Gesperrt~~



Hand

Hermann Heyermans

Ein Judenstreich



BIBLIOTHEK BERÜHMTER AUTOREN
BAND I



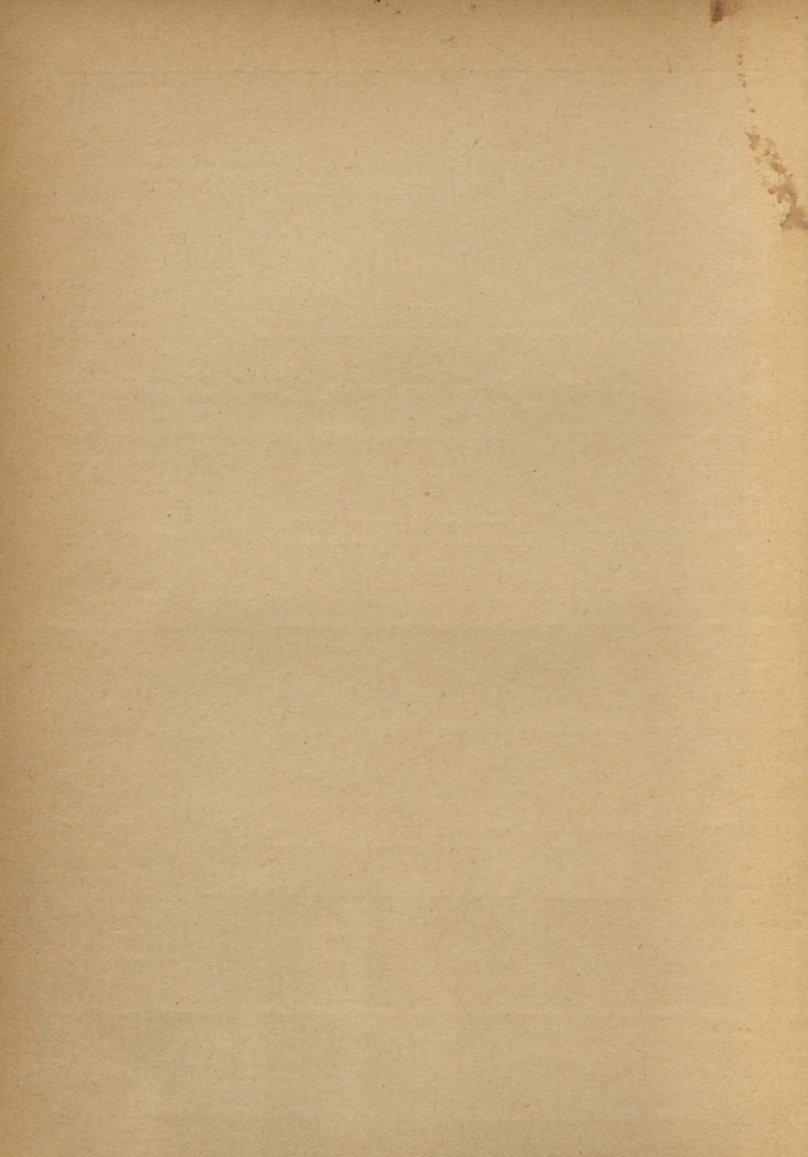
EIN JUDENSTREICH

BIBLIOTHEK BERÜHMTER AUTOREN

Hermann Heyermans

Ein Judenstreich

WIENER
VERLAG



BIBLIOTHEK BERÜHMTER AUTOREN BAND 1

Hermann Heyermans
Ein Judenstreich

EINZIG AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG
VON R. RUBEN

UMSCHLAG VON LEO KOBER

1.—5. TAUSEND

WIENER VERLAG
WIEN UND LEIPZIG

1903

I
299615

Sämtliche Rechte vorbehalten.



K. u. I. Hofbuchdrucker fr. Winitzer & Schickardt, Bräun.

1.

Donnerstag zu Rotterdam. Im Gäßchen vorm Stadthaus eine Ansammlung von Lastwagen, Bauernfarren und Hochzeitsequipagen. Die groben, braunen Kerle auf den schaukelnden Böcken der großen, plumpen Fuhrwerke reißen wütend-fluchend an den Zügeln, daß die Mäuler der Pferde in krausen Falten nach hinten aufzureißen drohen.

Ein Bauer, die großen Füße in Holzschuhen steckend, aus denen stachelich harte Heubüschel heraussehen, schreit mit hochrotem, dicken Gesicht und wütenden Gebärden einen Schlachterjungen an, der mit seinem Handwagen in dem Klumpen eingekellt sitzt. Ängstlich beobachtend blickt der Kutscher des hell blinkenden Hochzeitwagens nach ihnen hin, voller Furcht, daß

man ihn anreden könne. Neugierige harren gegenüber auf der Schwelle und amüsieren sich über den Lärm. Nun mengt sich ein Polizist dazwischen. Ruhig erträgt er die zornigen Auseinandersetzungen von einem halben Duzend Stimmen, gibt kurze Befehle und greift in die Zügel des vordersten Tieres; ein kurzes Bäumen, Gefnarr von Hufen, Knirschen auf den Steinen, ein Untreiben der Fuhrmänner: der Klumpen entwirrt sich dröhnend, fluchend, laut schreiend, und die Menge, zufriedengestellt in ihrem Verlangen nach Unglück und Streit, weicht und drängt sich nun wieder vor dem Eingang des Stadthauses. Der Brautwagenkutscher hat wieder seine hochmütige Haltung angenommen. Die Peitsche steht steil nach oben, das dicke Ende ruht an der Seite. Ein unscheinbarer Strauß gelber Blumen hängt ihm an der Brust. Von den Köpfen der Pferde wehen farbige Bänder, die von bunten Rosetten festgehalten werden.

III die neugierigen Köpfe und die Kästen mit den Heiratsanzeigen an den Türpfosten

spiegeln sich in leuchtenden, lächerlich verzerrten Formen in den blinkenden Wänden und glänzenden, gewölbten Scheiben der Kutsche. Der Diener, der vom Trittbrett herabgesprungen — und jetzt kleiner unter seinem hohen breitrandigen Hut erscheint — hält den Knopf der Kutschentür mit seiner groben Hand fest. Dicke Falten und Streifen von den zu großen, weißlichgelben, an den Fingern angeschnitzten Handschuhen umhüllen sie. Auf der Stufe vor dem Eingang steht ein Polizist mit ergrauten, silberglänzenden Haaren.

Da öffnen sich die Innentüren. Auf dem breiten Läufer, die Mitte haltend, erscheint das Brautpaar, gefolgt von den Trauzeugen. Von hintenher kommt Bewegung in die Menge, sie drängt neugierig vor. Braut und Bräutigam gehen, indem sie fast die Zuschauer streifen und durch deren Anstarren belästigt, vorüber. Das altmodische Mädchen des Stadthauses hebt die Schleppe auf. Die junge Frau steigt ein. Sie ist blaß, ihre Augen sind feucht. Der junge Ehe-

mann folgt. Als er sich bückt, um einzusteigen, stößt er in der nervösen Hast des Augenblicks an den oberen Rand der Kutsche, so daß sein hoher Hut eine breite Beule bekommt. Ein Straßenjunge lacht laut auf. Ein anderer ruft höhnisch, während die Thür zufällt: „Na, es ist ja nur ein Judenhut!...“ und die Menge lacht mit.

Der Diener hat sich inzwischen aufs Trittbrett geschwungen und hält sich schwankend an den roten Schnüren fest; die Kutsche setzt sich in Bewegung und rasselt schnell durch die dicht belebten Straßen davon.

*

*

*

In dem kleinen, warmen, schwarz gefütterten Wagenraum sitzen sie nebeneinander. Kein Wort wird gesprochen. Beide sind ganz von der feierlichen Stimmung des Augenblicks erfüllt. Das rasselnde Gehämmer der Räder auf den unebenen Steinen, das Knarren und Dröhnen der Kutsche, das Klirren und Klappern der Scheiben, das Vorbeischießen der Schatten der

Vorübergehenden wirkt wie ein betäubender Rausch auf sie ein. Nur seine Hand hat die ihre auf dem geschmeidigen Seidenkleid gefunden; durch die Handschuhe teilt sich ihm ihre ausstrahlende Wärme mit. Ein leiser, öfter wiederholter und beantworteter Druck gibt ihnen das wohlige, beseligende Gefühl, daß sie einander angehören, daß sie jung sind und lebenslustig, daß dieselbe heiße Liebesglut in ihnen aufzittert... daß sie — das Ziel erreicht haben. Mollig zurückgelehnt, sitzt sie in den weichen Wagenkissen, beim leisen Schwanken des Fuhrwerks auf- und niedergewiegt, sich ganz dem elastischen Schaukeln hingebend, das ein Gefühl der Befriedigung über sie bringt. Und doch...

Er stiert auf die Carreaur der Fußmatte, sieht sie auf und nieder schwanke neben seinen glänzenden Stiefeln. Ab und zu sieht er auch die Häuser in hurtiger Aufeinanderfolge von Linien und Farben vorbeiwirbeln, und zwischendurch immer fühlt er die Wärme der kleinen Hand, die weich, geborgen in der seinen ruht.

Gegen Ende der Fahrt erwachen sie. Er sieht sie mit einem langen, heißen Blick an, drückt leidenschaftlich die kleine Hand und flüstert ganz leise nur ihren Namen. In dem „Dora!“... liegt alles enthalten, eine Welt, eine Leidensgeschichte.

2.

„Daraus wird nichts! Schaff dir das aus dem Kopf.“ — „Vater, ich habe ihn lieb. Ich frage nicht danach, daß er ein Jude ist. Sei doch nicht dagegen...“ — „Laß uns über etwas anderes sprechen; hörst du? Ich danke für spätere Vorwürfe... Ein Jude... Ein Jude!...“ — „Er ist ein lieber Mensch. Was kann dir's schaden, wenn ich ihn haben will?...“ — „Du ihn haben willst? Aber ich will ihn nicht haben, verstehst du? Hast du die Geschichte deines Großvaters vergessen? Ich nicht, nie! Bring mein Blut nicht in Wallung. Ich gebe es nicht zu! Basta und kein Wort mehr.“ — „Nein, Vater. Hör mich an. Ich bin kein

Kind mehr.... Großvater hätte ebensogut durch einen andern betrogen werden können... Wenn du nicht „ja“ sagst, warte ich, bis ich großjährig bin...” — „Das tust du nicht!“ — „Das tu’ ich doch!“ — „Das tust du nicht!“

Drohend blieben sie voreinander stehen. Eine peinliche Pause.

„Vater, sei doch nicht so wütend... Willst du mich tot machen?“

Sie begann zu schreien. Aufgeregt lief er hin und her und blieb dann, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, vor ihr stehen. Stoßweise, in ungeduldigem Tempo, kamen die Worte aus seinem Mund:

....„Du willst einen Juden heiraten, du? Und wenn das mit meinem Vater auch nicht passiert wäre, mußt du doch fühlen, daß sich ein Christenmädchen so nicht vergift!... Weißt du, was die Juden sind? Eine fremde Rasse, Schacherer, Preller, Blutsauger, Diebe!.. Alle ihre Ränke haben sie mitgebracht. Die legen sie nie ab! Juden sind... sind...

Nach mich nicht verrückt! Ein Schmul hat meinen Vater ruiniert!... Laß ihn doch eine von seiner eigenen Rage nehmen, eine mit 'ner Höckernas! Willst du vielleicht an seinem Schabbes mit ihm in der Judenstraße spazieren gehen? Nein! Verdammt nicht!..." Und die Faust fiel krachend auf den Tisch.

"Du kannst es ihm nicht einmal ansehen, daß er ein Jude ist. Er ist ansehnlicher, als..."

"Hör doch auf damit! Hör damit auf! Die Künste kenne ich! Spekulation auf dein Geld. Daraus wird nichts!..." — „Keine Spekulation, nein, Vater. Er ist selbst reich, sehr reich..." — „Nun laß nur dein Weinen... Mädchengrillen! Übermorgen hast du's vergessen, lachst du selber darüber... Wart, ich schicke dir deine Mutter ... nun, lachst du nicht?..."

Sie lachte nicht, sprach aber auch weiter nicht mehr davon.

Die Mutter, ein mageres, beschränktes Frauchen, kam bald darauf herein. Es war Doras

Stiefmutter. Die erste Frau war lange tot, begraben, vergessen. In dem kleinen Kopf der zweiten Frau lebte ein dreifaches Wohlwollen, für ihre Kirche, ihren Mann und ihre Stieftochter. Das erste versetzte sie jeden Sonntag in sanfte Zufriedenheit, in eine Stimmung, um jedem gerne wohl zu thun. Sie war ein unbedeutendes Seelchen, keinerlei Leidenschaft zugänglich, nicht imstande einen großen Fehler zu begehen, ein durch und durch achtbares Menschenkind. Ihr Glaube war ihr gleichbedeutend mit Gott, Gott mit den Ceremonien. Sie kannte keinerlei Übertreibung. Alles ging bei ihr gemüthlich, regelrecht, bürgerlich zu, in einem behaglichen Hinleben, einem Aneinanderreihen kleiner Genüsse. Wenn es keine Kirche gegeben hätte, würde sie vielleicht nicht gebetet haben. Ihr Verstand klemmte sich an dem fest, was sie als Kind gelernt hatte. Über andere Ansichten lächelte sie gütig, ohne Bosheit. Was sie nicht begriff, verurtheilte sie ohne Heftigkeit. Sie war eine willenlose, an Äußerlichkeiten hängende

Frau, bescheiden wohlthuend, die stundenlang bei geduldigem Hantieren über allerlei Nichtigkeiten fortschwatzen konnte. Den Mann, der sie mit kühl verständiger Überlegung, um eine Haushälterin und eine Pflegerin für sein Töchterchen zu haben, genommen hatte, betete sie — so weit ein so verständiges Wesen das konnte — mit der dankbaren Unterwürfigkeit eines Hundes an. Er beherrschte sie. Sein grober Wille, sein Auffahren, seine harte Stimme regierten das schüchterne Menschenkind. Nie hatte sie sich gegen ihn aufgelehnt. Wenn er von seinen Wegen nach Hause kam, und seine Stiefel krachend im Gang erklangen, blickte sie auf die Thür, bis er hereinkam. Vor dem achtjährigen Töchterchen war ihr erst bange gewesen, sie hatte es verzärtelt und verwöhnt, um es an sich zu fesseln und hatte, da sie selbst keine Kinder bekam, es ganz von selbst lieben gelernt. Die Sehnsucht, so ein kleines Geschöpf von eignem Fleisch und Blut zu pflegen und zu Herzen — das Bedürfnis jeder Frau —

hatte sie auf das fremde Kind übertragen. Dora hatte die rechte Mutter nie vermißt. Zwischen Stiefmutter und Tochter herrschte jenes eigenartige Verhältniß, das von selbst entsteht, wenn das Kind entwickelter ist und dadurch eine sichere Überlegenheit erhalten hat. Doras Rat wurde bei allem eingeholt. Sie mußte, selbst bei Kleinigkeiten, den Ausschlag geben. Sie vergegenwärtigte den Willen in dem schwachen Charakter der Stiefmutter. Selbst ihr vom Vater ererbter Jähzorn hatte noch keinen Anstoß zum Aneinandergeraten mit dem gütigen Frauchen gegeben.

„Dora, Kind, was hör' ich da!... Du hast deinen Sinn auf einen Juden gerichtet?... Wie kommst du nur dazu?...“ — In der letzten Frage lag die ganze Welt des Erstaunens, die in dem kleinen Kopfe wühlte.

„Ich liebe ihn, das ist alles...“ — „Siehst du, Herzchen, das kommt davon, wenn Menschen nicht in die Kirche gehen!... Ja! Ja! Vater will nichts davon wissen. Das mußt du doch

auch einsehen. Er hat ja wirklich recht. Es ist unförmig, einen Andersgläubigen zu heiraten..." — "Ich habe ihn lieb..." — "Ja, aber..." — "Wenn Vater ein Jude gewesen wär', hättest du ihn dann nicht genommen?" — "Das ist dumm... er war's doch nicht..." — "Ein Jude ist doch auch ein Mensch..." — "Jawohl, jawohl..." — "Ich nehme ihn... ich werde warten!" — "Kind, du bist sonst doch so vernünftig. Lehn' dich doch nicht gegen deinen Vater auf... Da ruht kein Segen drauf... Das steht geschrieben... Du weißt doch, wie zornig er ist..." — "Das weiß ich... Aber ich habe A gesagt und werde auch B sagen. Ich halte mein Wort. Das steht fest bei mir. Wenn du das Rechte zu tun glaubst, mußt du dann nicht dabei bleiben?" — "Aber es ist gerade das Verkehrte, Kind. Gewiß, es gibt ja auch wohl gute Juden, aber daß sie Christus..." — "Das ist mir ganz einerlei! Die Katholiken haben die Protestanten auch verbrannt... Das

ist mir ja alles zu dumm!... Was ist denn ein Glaube, sagt Mar... — „Sagt er das? Nein, das ist nicht schön... So etwas mußt du nicht sagen...“ — „Weißt du, Mutter, was er zu mir gesagt hat, als er mich fragte? ‚Ich habe dich lieb... Ich glaube, daß du wie ich über Formendienst denkst oder denken lernen wirst. Willst du mich haben?...‘ Da habe ich „Ja“ gesagt und habe gelobt, nie über Gottesdienst zu sprechen... ‚Protestant werde ich nicht,‘ sagte er noch; ‚wenn du mich nimmst, bin ich kein Jude, du keine Christin, dann sind wir zwei Menschen. Du glaubst an Gott, ich auch. Wenn wir beten wollen, tun wir’s zu Haus oder draußen...‘ Das fand ich hübsch. Das hat mich gepackt. Ich habe ja, ja, gesagt. Findest du das nun nicht natürlich, Mutter, daß Zwei, die sich lieben, sich nehmen?...“

* * *

Aus den grauen Nebeln einer verträumten Jugend steigen in Mar Erinnerungen an die auf-

2*

gedrungenen, eintönigen Abende herauf, in denen man ihm den Glauben seiner Väter als das Wichtigste für den Anfang einimpfte. Seine Eltern waren früh gestorben. Der Onkel, ein gelbes, verschrumpftes Männchen, hatte den reichen Mündel großgezogen. Aus dieser frühesten Zeit der unbegriffenen Lebenseinteilungen erinnert sich der junge Mann nur schwach, wie jede Woche eine Legion von ceremoniellen Festlichkeiten mit sich brachte. Dann saß er neben der altmodischen, runzligen Tante, deren Gesichtsfarbe eigentümlich von dem schwarz glänzenden, von ihr glatt gestrichenen, falschen Scheitel abstach. Onkel hatte ein Samtkäppchen auf, er selbst seine Schülmütze. Dann murmelte er aus dem Gebetbuch ein Stück auf Hebräisch, das er nicht verstand, dessen Klänge ihm nur durch Auswendiglernen beigebracht waren, dessen sonderbare Buchstaben er aber exakt aussprach. Die dünnen Lippen in zitternder Bewegung, betete Tante mit. Der Onkel lallte dazwischen, dröhnte nasale Laute, manchmal auch salbungs-

voll singend. Dann wurde das Brot verteilt und in Salz getaucht, und der hübsche, silberne Becher mit saurem Wein ging rund von Mund zu Mund. Erst Onkel ein kleines Schlückchen; Tante, die ihn gern mochte, schlürfte die größere Hälfte aus und May das trübe Restchen. Dann folgte der lange, langweilige Freitagabend mit dem reinen weißen Tischtuch auf dem Tisch. Der Onkel schnarchte auf dem Sofa, die Tante schlief auf ihrem Stuhl mit regelmäßigen Bewegungen ihres dünnen Halses, und wenn sie wach wurde, mußte das Kind zu Bett. Sonnabends brauchte er nicht in die Schule zu gehen. Der erste Weg in Sonntagskleidern war in die Synagoge. Da faselte das Kind auf der hölzernen Bank neben dem Onkel, der mit schaukelnder Hüftenbewegung die Erbauung begleitete. Die Tante saß unsichtbar oben auf der Galerie. Mittags wurde mit ruhig abgemessenen Schlenderschritten spazieren gegangen, und wenn das Mittagessen — aufgewärmtes Essen vom vorherigen Tage — auf

dem Tisch stand, beschloß ein mitgebrummtes Gebet den verpfuschten Ruhetag. Das wiederholte sich so jede Woche, monoton, immer dasselbe, außerdem auch an allen außergewöhnlichen Festtagen. Das Kind lallte mit und begriff es nicht.

Dann kam ein Lehrer, der ihn für die Aufnahme in die jüdische Gemeinde vorbereiten mußte. Ja, den konnte Mar sich noch lebhaft vorstellen. Es war ein altes, verworrenes Männchen voll Tabaks- und Schnupftabaksluft. Ein stoppelig grauer, wirrer Rundbart bedeckte ihm Kinn und Wangen und auch das schmutzige Oberhemd. Kleine, schlaue Augen blitzten unter langhaarigen Augenbrauen. Und der Knabe folgte mit großem, warmem Interesse den Erzählungen der Leidensgeschichte des jüdischen Volkes in Ägypten. Das ergriff ihn. Dann hing er an den Lippen des Erzählers, mit einem Gefühl von Trotz in sich und dem Wunsche, vor tausend Jahren gelebt zu haben, um mit der verfolgten, mißhandelten Rasse zu

kämpfen und einer ihrer Helden zu sein. Aber das Hebräischsprechen, das Nachfolgen im Gebetbuch war ihm eine Marter. Der alte Lehrer sprach's ihm geduldig vor. Aber das Kind hatte mehr Interesse für die große Nase über sich, eine Schnupftabaksnase, wie ein schmutziges Ofenrohr. Manchmal erklang von den Kinderlippen die einfache Frage: „Aber warum, warum, Meister, müssen wir hebräisch beten? . . . Versteht Gott denn nicht deutsch? . . .“ Die Antwort kam unklar, mit weisem Lächeln. Das Kind begriff sie nicht.

Die Aufnahme in die Gemeinde verlief glänzend. Das dreizehnjährige Bürschchen las ein Stück des Gebets, die Blutsverwandten brachten Geschenke und fanden, daß der Knabe eine sehr schöne Aussprache habe. Max bekam eine lange Hose, ein rundes Hütchen und eine Taschenuhr. Er war Jude geworden.

Am nächstfolgenden „Versöhnungstag“ — dem Tag der Tage — mußte er selbstverständlich fasten. Den Tag vergißt er nie. Am

sieben Uhr morgens war er mit dem Onkel in den Tempel gegangen. Gegen ein Uhr mittags hatte sich das Kind krank und elend gefühlt. Eine drückende Wärme und ein Gemengsel aller möglichen Ausdünstungen erfüllten das kleine, matt erleuchtete Gebäude. Die Stimme des Vorbeters durchzog den Raum mit weichem, schleppendem Gesange. Ab und zu erhob sich ein Stinmentumult, wilde Ausrufe, kurzes, fanatisches, gellendes Schreien. Schwarze, bewegliche Gestalten, umhüllt von weißen oder mattfarbenen Gewändern, sangen, verneigten sich und brummten lallend. Einzelne waren eingeschlafen, befangen von der eülen, dicken Atmosphäre. Andere sahen schläfrig vor sich hin. Manche lachten, flüsterten sich Witze zu oder redeten über leckeres Essen. Auf dem Podium, von rot flackernden Kerzen umqualmt, stand der Rabbiner übers Betpult geneigt. Das Kind saß fiebernd, verstimmt auf der Bank. Der Magen brannte ihm und erfüllte es mit einem rasenden Verlangen nach Essen. Langsam kroch in das junge

Herz ein bitteres, murrendes Widersetzen, ein Auflehnen gegen den Gott, den man anrief und anbetete, gegen den Gott, der ihm die Tränen des Hungers in die Augen trieb. In stiller Empörung begann der Knabe vorsätzlich, andauernd, in boshafter Eßlust, darüber nachzudenken, was er jetzt am liebsten essen möchte. . . Geschmorten Hecht. . . Rübchen. . . Entenbraten. . . Runtörtchen. . . gekochte Eier . . . Pöckelfleisch. . . so lange, bis er elend wurde und hinausgehen mußte, um sich in der frischen Luft zu erholen. So lief er die Straße entlang. Auf einem Stapel von Frachtstücken saß ein Arbeiter — es war gerade Essenszeit — im Begriff, den roten irdenen Topf voller Gemüse und gekochter Kartoffeln zu leeren. Seine Frau sah dabei zu. Jeder Griff mit der Gabel beförderte einen dampfenden Happen in den geöffneten Mund, während das Fett in kleinen Kügelchen plätschernd in den Topf zurückfiel. Der Mann hörte auf; er konnte nicht mehr. Das Kind lief weiter. Solch einen Hunger hatte es noch nie

gekannt. Es gähnte davon. Und zum erstenmal stellte es sich selber fragen, die ihm die krampfartige Lustansammlung seines Magens, das Gefühl seiner Schwäche und das Zusammenbrechen seiner Widerstandskraft eingaben. Einem Keller entströmte die prickelnde Luft gebratener Zwiebeln, ein angenehmer Geruch. An der Ecke einer Querstraße stand das Kind unwillkürlich vor einem Fruchtwagen mit Körben voll geborstener, prachtvoller Pflaumen, saftiger, weicher Birnen und runder, rötlicher Äpfel. In der kleinen Börse steckten zwei Cents. Scheu, ängstlich, mit heftiger Furcht vor Gott, der es sah, kaufte es drei Äpfel. An der Wasserseite, hinter Kisten und Fässern verborgen, wurden sie verschlungen. Es schlug zwei Uhr. Das rohe Obst stillte den stärksten Andrang des Hungers, und als das letzte Kernhaus mit weit ausgeholtem Wurf in großem hüpfenden Bogen nach der Wasserfläche zu verschwunden war, war es auch dem Knaben einerlei, ob Gott böse war und ob Strafe darauf folgen würde oder nicht.

Im selben Jahr kam er aufs Gymnasium, war aber Sonnabends beurlaubt. Dort fand er auch seinen ersten Freund, den Sohn eines Advokaten. Wieder erinnert sich Max, wie sie anfänglich Streit hatten. Der junge Freund war noch nie in einer Synagoge gewesen, Sonnabends rauchte er, kannte kein Wort Hebräisch und war ein frühreifes Bürschchen.

„Glauben sie bei euch noch an den Unsinn?“ hatte Aby gefragt. — „Gewiß! Wer glaubt denn nicht daran?“ — „O je, wie dumm seid ihr dann! Papa hat gesagt, daß dein Onkel ein abergläubischer Heuchler wäre.“ — „Soo! Dann ist dein Papa verrückt!“

Dieses Argument hatte Aby beantwortet — das Gespräch wurde leise geführt, während der Lateinlehrer etwas an die Tafel schrieb — indem er Max unter der Schulbank einen greulichen Tritt vor das Schienbein gegeben. Das Schlachtopfer hatte aufgeschrien, mit dem Erfolg, daß der Lehrer wissen wollte, was passiert sei. Max wollte nichts verraten und

mußte dafür eine Stunde nachsitzen. Abends lauerte Aby ihm auf.

„Das war sehr schön von dir, daß du mich nicht verflatscht hast,“ sagte er mit warmem Enthusiasmus. „Nun tu nur, als ob ich dir den Tritt nicht gegeben hätte. Willst du?“ — „Es war gemein, das so still zu tun.“ — „Dann mußtest du nicht sagen, daß mein Papa verrückt sei.“ — „Dann durfte dein Papa nicht auf meinen Onkel schimpfen.“ — „Das ist nicht meine Schuld. Willst du rauchen, sag?“ — „O nein, ich rauche nicht!“ — „Kannst es nicht, was?“

„Können!... Da ist was dran! Onkel will's nicht haben!“ — „Ach, wie bist du noch albern! Jesses!... Sag mal, ist es in eurem Tempel hübsch?“ — „Mußt sie dir 'mal besuchen.“ — „Lassen sie einen denn nur so ein?“ — „Na, das ist gut. Du bist doch auch ein Jude!“

Aby machte ein nachdenkliches Gesicht.

...„Ich muß sie doch auch 'mal sehen...“

Papa sagt, daß sie uns nicht hineinlassen, weil wir Speck essen..." — „Speck?... Das wagt ihr...den möchte ich nicht!..." — „Unser Küchenmädchen Dien backt Speckpfannekuchen, wie sie kein König besser friegt. Sooo dick! Soll ich dir 'mal ein Stück mitbringen?" — "...„Ich mag nicht!“ — „Wenn du ihn nur erst probiert hast.“ — „Onkel sagt, da wären immer Tiere drin.“ — „Bist du verrückt?" — "...„Ein Schwein ist ein eßliges, schmutziges Tier.“ — „Na, ich werde dir 'mal ein Stück Pfannekuchen mitbringen..."

Ein paar Tage später hatte Aby zwischen seinen Schulbüchern, in graues Papier gewickelt, einen Streifen geschmuggelt. Während der Schulzeit schob er ihn dem Freunde zu. Aber er roch so sauer und sah so tranig aus, daß Max ihn still unter die Bank gleiten ließ.

Doch fand er das als einen so merkwürdigen Freundschaftsbeweis, daß er sich nach diesem Speckpfannekuchenereignis ganz eng an Aby

anschloß und seine freien Nachmittage mit dem jugendlichen Liberalen verbrachte.

An einem schönen Mittwoch = Nachmittag waren sie zum Rudern gegangen. Abys Eltern wußten nichts davon, und Mar hatte um Erlaubnis zu fragen vergessen. Auf dem Wasserpfuhl trieben sie in ihrem länglichen Schiffchen. Aby tauchte seine Hände oft ins Wasser ein, was seiner Ansicht nach ein vorzügliches Mittel war, um die durch das Rudern hervorgerufenen Blasen zu behandeln. Mar blies mit verzweifelttem Gesicht gegen die seinen an, um die Schmerzen zu lindern. Aus Mattigkeit ließen sie sich treiben.

.... „Rudern ist herrlich... herrlich!“ hatte Mar heuchlerisch erklärt; sein Zeug triefte vom Wasser, womit ihn der Ruderer Aby bespritzt hatte, und seine Hände glühten, als ob sie geröstet wären. „Ja,“ war die geistreiche Antwort; „aber es sind erbärmliche Ruder, sie sind keinen Cent wert...“

Darauf waren sie weiter ins Träumen ge-

raten. Mit leisem Plätschern schlug das Wasser an das Boot. Silberne Fältchen und Lichtstrahlen lagen auf den Wellen. Ein Blinken, ein Blitzen, ein Tanzen von Licht! Das Ineinanderspielen fröhlicher Farben, blitzender Stellen und leuchtender Formen zauberte einen herrlichen, beweglichen Riesenspiegel, in dem sich die Ränder des kleinen Bootes in wiegender Bewegung, mit grotesken Formen, schwankend spiegelten. Rauschend und prasselnd bogen sich die Binsen am Uferrand mit elastischem Wippen; die rotsamtenen Köpfe der Tauchenten nickten müde, verschlafen. Ganz in der Ferne zeichneten sich, wie in den Himmel gemeißelt, die scharfen Umrisse des Dorsturms in der stahlblauen Luft. Eine weiche träumerische Stimmung lag über der Landschaft, eine nervöse Schläfrigkeit über dem Wasser.

„Woran denkst du?“ fragte Aby, mit einemmal aus seinen Träumen erwachend. — „Nichts...“ — „Ich dachte darüber nach, was wohl da hinter den Wolken sein könnte.“ —

„Nun, Gott natürlich!...“ — „Gott?“ — „Gewiß.“ — „Gott? Ich sage dir, daß es keinen gibt.“ Auf das „ich“ legte Aby einen besonderen Nachdruck. Die Erklärung klang einigermaßen komisch, weil der jugendliche Gottesgelehrte dabei mit seinem schwitzenden Gesichtchen die Blasen in seinen Händen betrachtete.

In den Ohren seines einzigen Zuhörers aber war es eine schreckliche Profanie.

„Hör aber, bitte, mit solchen Redensarten auf, wir sitzen in einem Boot.“ — „O, welch ein alberner Kerl!“ — „Nein, du bist ein alberner... Wenn wir nun gestraft würden, weil du das sagst...“ — „Nun werde ich extra schaukeln!“ — „O, paß auf! O, hör auf!“

Aby brüllte vor Lachen. Dann aber bekam er Mitleid mit der Angst seines Kameraden.

„Siehst du nun wohl, daß es keinen gibt! Wirst du nun noch an ihn glauben, sag? Ich nicht, Papa auch nicht.“ — „Natürlich gibt es einen.“ — „Hast du ihn gesehen?“ — „Ach, welch eine Frage!“ — „Hat ihn dein Onkel

schon gesehen?" — „Nein, natürlich nicht.“ — „Hat ihn deine Tante je gesehen?" — „Nein, sage ich.“ — „Nun, es hat ihn noch keiner gesehen!" — „Wenn man tot ist, sieht man ihn.“ — „Das ist Quatsch. Es gibt keinen!" — „Soo? Wer hat denn die ganze Welt gemacht?" — „Die ist von selbst entstanden!" — „Ach, du bist verrückt!" — „Hat dich denn Gott hervorgebracht oder deine Mutter?" — „Das weiß ich nicht.“ — „Ach, was bist du für ein Dummkopf!" — „Tante sagt, daß sie mich gebracht hätten..."

Hier lachte Aby wieder laut los und gab dann mit gelehrtem Gesicht und einer sehr nüchternen Oberflächlichkeit eine geheimnisvoll-realistische Beschreibung darüber, auf welche Weise die Kinder auf die Welt kommen. Abys Wissenschaft erfüllte Mar mit großem Respekt. Über das Entstehen des Menschen hatte er in seiner Unschuld noch nie nachgedacht. Nun öffnete sich vor ihm eine fremde Welt. Er tat lauter dumme Fragen, begriff nichts davon,

glaubte es nur halb; aber langsam tauchte doch in seinem kleinen Kopf ein gewisser Begriff vom Leben auf, verbunden mit der ängstlichen Eingebung, nichts seiner belangreichen Entdeckungen den Onkel und die Tante merken zu lassen.

„Siehst du wohl,“ fuhr Aby fort, im vollen Triumph seines superioren Wissens: „Das wußtest du noch nicht 'mal. Wirst du nun auch bald begreifen lernen, daß Gott nur ein Märchen ist, um dich brav zu erhalten?“ — „Das ist Unsinn. Die Tempel sind doch nicht alle umsonst da.“ — „Die sind nun einmal da... Das ist kein Beweis!... Beweise du mir, daß er da ist!“ May sah bedenklich drein. — „Erstens sagt es Onkel... zweitens steht es in der Bibel... drittens muß doch jemand das Wasser und das Land gemacht haben... viertens...“ — „Ach, welch ein Unsinn!... Ich sage dir,“ — wieder der Nachdruck auf das „ich“ — „ich sage dir, daß es keinen gibt. Willst du's lesen? Ich habe ein Buch

darüber..." — „Ein Buch?“ — „Heimlich meinem Alten weggenommen. Willst du's lesen?“ — „O, ich wage das nicht, wenn's Onkel merkt..." — „Du mit deinem Onkel! Das ist doch nicht dein Papa. Sag, soll ich's dir morgen geben? Und das andere Buch über die Kinder... weißt du wohl... auch?“

Hierauf zündete sich Aby eine Cigarette an. Mit dicken Backen blies er stoßweise den Rauch weg, aufgeregt, hastig, obgleich er sich dabei viele Mühe gab, es scheinbar angenehm zu finden und ein möglichst ruhiges Gesicht zu bewahren.

„Sollten Vater und Mutter denn nicht im Himmel sein?“ fragte Mar nach einigem Stillschweigen, „ich habe immer geglaubt, daß sie bei Gott wären..." — „Ach nein... der Himmel besteht nur aus Wolken... wenn man auf den Kirchhof kommt, da liegen sie alle in Särgen. Findest du es nicht auch schaurig, sie so in die Erde zu graben?..." — „Da habe ich noch nie drüber nachgedacht..." Das

3*

Bürschchen verfiel in träumerisches Nachdenken und blickte scheu zum blauen Himmel auf, der sich über dem Wasser wölbte.]

In derselben Woche noch wurde Onkel schwer krank und starb. Es war ein schrecklicher Abend gewesen; nicht des Kummers wegen, sondern wegen der ergreifenden Realität des Augenblicks. Tante weinte, seufzte und lamentierte unten, umringt von einigen liebevollen, gütigen, schwatzhaften Freundinnen. Oben lag röchelnd das dürre Männchen. Der Mund stand weit offen, mit nervösem Zucken des Unterkiefers. Matt öffneten sich die Augenlider und ließen das schleimige Weiß der Augen durchscheinen. Am Bett, mit Kerzen in der Hand, standen zwei Wächter, zwei schmutzige, schmierige Kerle mit tropfenden Nasen. Und wenn die Kinnbewegung aufhörte, und stärkeres Röcheln aus den schwer arbeitenden Lungen drang, bogen sich die eßlen, widerlichen Kerle tiefer über den Kranken. Einmal meinten sie, daß er tot sei, und der eine hielt ihm hastig

eine Kerze vor den Mund, aber die Flamme flackerte noch, und öfter sangen sie eintönig, gleichgiltig, wie bezahlte, gemietete Menschen, den hebräischen Gesang, dann wieder plötzlich abbrechend, wenn der wegsterbende zähe Körper im Bett noch stöhnende Laute von sich gab. Mar sah mit furchtbarem Entsetzen und Grauen auf das erschrecklich magere Antlitz in den Kissen, das in seinen Zuckungen abscheulich aussah, und zugleich auf die beleuchteten Gesichter der Totenwächter. Dann kam Tante hinzu; die Pfleger putzten sich mit den schmutzigen, faltigen Handflächen die Nasen ab, besudelten die Decken mit Kerzenfett und sahen noch gespannter mit dem Licht in den Mund des Sterbenden. Plötzlich sangen sie lauter, unaufhörlich dumpfe Klänge ausstoßend; ein tiefes schmerzliches Seufzen erklang aus den Decken; schneller, heiserer, mattklingender wurde der Totengesang... die Kerze vor dem trockenen Mund mit den schwarzen Zahnstümpfchen flammte grade auf, ohne zu zucken... Er war tot.

Am folgenden Tage gab es viel Arbeit und Lärm im Hause. Abends kamen Frauen, die das Totenhemd nähten. Mar saß auf einem Fußschemel dabei und sah zu. Halb betäubt nahm das Kind alles in sich auf und lauschte mit Erstaunen dem Geschwätz der vielen Menschen. Manchmal, wenn eine der Frauen das Leinen knirschend zwischen den Fingern scheuerte, lief ihm ein kaltes Schauern über den Rücken. Das raschelnde Geräusch des blendend weißen Stoffes, schneidend scharfes Zerreißen vermengte sich mit den klagenden Gesprächen und den Aufzählungen der guten Eigenschaften des Toten. Stark duftender Kaffee und dicker butteriger Kuchen wurde gereicht. Die Finger nähten mit Bedacht, und das Licht in dem Eckchen, wo der Knabe hockte, wurde regelmäßig niedriger durch die eintönige Armbewegung einer der nähernden Frauen.

Dann war das Kind aufgestanden, und um sich die Müdigkeit zu vertreiben, in den Gang gelaufen. Gerade wurde der Sarg hinaufgetragen.

Der leere Kasten stieß hohl und dröhnend an die enge Treppe. In schmerzlicher Neugier war Max mit hinaufgegangen, leise mitgeschlichen. Die Leiche wurde gereinigt. Öfter sank der magere Kopf willenlos nach rechts oder links. Der Körper mit seiner dünnen Haut und Farblosigkeit, sowie das knochige, runzlige — fast unkenntliche — Gesicht gaben Max ein Gefühl des Erbrechens. Doch sah er mit schauerndem Interesse weiter zu, halb hinter dem Bett versteckt, um nicht gesehen zu werden, das Taschentuch fest vor die Nase gedrückt, um nicht die ekelhaften Auflösungsdünste einzuatmen. Die geschlossenen, dunkler gefärbten Augenlider, die grün-weiße, unnatürliche Farbe, die vollständige Kraftlosigkeit des ganzen Körpers, die starren gekrümmten Finger mit den langen Nägeln — alles zusammen bedrückte das Kind und machte es halb bewusstlos. Aber erst als die Leiche in den Sarg glitt, die Kniee etwas hoch gezogen wurden, weil die Beine zu lang waren, der behaarte Kopf dumpf auf den hölzernen Boden

schlug, und der Deckel unter eifrig gebrummtem Gebet freischend aufgeschraubt worden, erklang ein schwacher Schrei hinter der Bettstelle, wo das Kind zusammengesunken war.

Große Tränen flossen über das blasse Gesicht, nicht Tränen des Kammers, sondern der Angst, des Abscheus, des Entsetzens, der gräßlichsten, schrecklichsten Furcht. Leise stöhnend, während die Gedanken nebelhaft in dem kleinen, müden Gehirne wühlten, durchfuhr es ein Fieberschauer. Ein großes Meer von Angst und Verzweiflung, ein Wirrwarr dumpfer Fragen, sich einander schnell ablösender Schmerzgebilde tobten in seinem Köpfchen: „wenn... wenn... es nun keinen Gott... gab?... gab?... gab?...“ Und die ganze Nacht wühlte er in seinem Bett, stand auf, blickte aus dem Fenster, um sich plötzlich mit einem Krampf des Entsetzens unter der Decke zu verkriechen; erstickend vor Wärme, in Schweiß gebadet, flog er noch einmal auf, drehte mit einem wilden Ruck den Schlüssel im Schloß um, schoß wieder

zähneklappernd, elend, zitternd unter die Kissen und schlief besinnungslos ein.

Morgens war das Begräbniß. In der ersten Kutsche, zusammen mit einigen Blutsverwandten, wurde das Kind taumelnd hin und her geschüttelt. Die herabgelassenen, straff gespannten, kleinen Gardinen raschelten an den seidenen Bändern; langsam vorwärts schwankte der Wagen. Nur das gleichmäßige Klappern der Hufe durchdrang den Lärm der Straße. So ging es langsam nach dem Kirchhof. Auf die schwarze Tragbahre in der Totenhalle wurde der Sarg gestellt, und das Leichengefolge stand rundherum. Der Deckel wurde abgeschraubt. Der Knabe legte ein Säckchen mit Erde unter den Kopf der Leiche. O Gott, o Gott!... Das sanfte Streicheln der Haare! Die weiche, feuchte Haut! O Gott, o Gott!... Ein alter gebückter Rabbiner sprach alsdann ein Gebet. Alle Familienmitglieder brumnten dazwischen. Die Töne verhallten am Holz des Betsaales. Und fort ging es. Alle Blutsverwandten und Freunde

trugen die Bahre durch das kalte, viereckige Portal auf den warmen, sonnigen Friedhof. Zwischen den hochstehenden Grabsteinen hindurch bewegte sich der kleine Zug und warf seine Schatten auf das üppig aufschießende Gras, das den göttlichen Abglanz des milchweißen, strahlenden Himmels auffing. Der letzte Weg der sterblichen Überreste durch die schöne Natur, durch Licht und Leben...

Langsam sank der an den Seilen schwankende Kasten und seine Sandstrahlchen glitten mit. Ein Bruder des Verstorbenen warf schluchzend drei Schaufeln Erde in die Gruft. Klatsch... Flatsch... Flatsch. Beend ergriff auch das Knäbchen den Spaten, schief, kurz, zustoßend ließ es mit abgewandtem Gesicht drei halbe Schaufeln trockenen Sandes hinuntergleiten, dreimal, raschelnd, zischelnd, leise wie Puder. Dann warf es sich krampfhaft schluchzend, als ob sein Herz brechen wolle, an die Brust eines Veters...

Es war vorbei.

Eine Woche später wurden die Stunden am

Gymnasium wieder aufgenommen. Inniger schloß Mar sich seinem Freunde an, und die beiden in so verschiedener Richtung aufgewachsenen Knaben konnten Abende lang wie erwachsene Menschen über die unergründlichsten Dinge mit großem Aplomb reden.

Meistens drang Aby mit seinen gewichtigen Ansichten durch, denn seine Entscheidung: „ich sage dir,“ machte einen gewaltigen Eindruck auf den noch wankenden Charakter des andern. Und nach und nach blieb Mar aus der Synagoge fort. Onkel war nicht mehr da, um ihn zu bestrafen und Tante — schwach, fränklich, nach dem Tode ihres Mannes — ging selbst nicht mehr in den Tempel. Der Gedanke, daß es kein höheres Wesen gebe, schlug tiefer und tiefer Wurzel im Gemüt des Knaben. Zuerst ließ er mit Zittern und Zagen das Mittagsgebet fort. Das Essen bekam ihm grade so gut. Dann betete er des Abends auch nicht mehr, trotzdem er sich dabei ängstlich fühlte, so, als ob er Unrechtes täte. Auch das ging

vorbei. Freitags und Sonnabends sagte er das hebräische Gebet auf, um die fränkliche Frau nicht zu ärgern, ein tonloses Gemurmel, wobei er an Schulsachen und andere Dinge dachte. Die Jahre verflogen. Bücher wurden verschlungen. Multatuli hatte die Stelle eines Abgottes in den Herzen der beiden Freunde erobert. Ernster, entwickelter, suchten sie, zwei frühreife Menschenkinder, nach der Ursache von allem. In Mar' Herzen bildete sich unwillkürlich eine feurige Naturanbetung heraus, hervorgehend aus dem Verlangen, irgend etwas — was tut der Name zur Sache — zu verehren, in sich zu tragen. Stundenlang konnte er in den Feldern umherlaufen, mit stiller warmer Begeisterung für alles Lebende, angeregt durch all das unerklärlich Schöne um ihn her. Stundenlang konnte er das einfachste Blümchen beschauen, in einem Anflug poetischer Ekstase, mit sinnlichem Entzücken über die kleinen Formen, mit heißem Beben, um einen unbewußten Dank zu äußern.

Nach dem Schuleramen durften sie eine Reise unternehmen, zum erstenmal ihre Geburtsstadt verlassen. Nach der Rückkehr wartete ihrer die Universität. Ausgelassen vor Freude, zwei gelbwangige Vöglein, die sich zum erstenmal aus dem Neste wagen, zogen sie aus und machten eine Fußreise durch die belgischen Ardennen — einen bescheidenen Ausflug, der ihnen riesenhaft vorkam — und genossen doppelt, berauscht von Eust, weil ihnen alles neu war und einen frischen, bezaubernden Eindruck auf sie machte.

Eines Abends saßen sie an den Ufern der Maas im Städtchen Namur. Von der Terrasse eines entfernter gelegenen Restaurants flang träumerisch verhallende, sanft schmeichelnde Musik; schleppende Klänge, süße, weiche Melodien, die hell aufjubelten und dann wieder in Klagetönen leise verschwebend wegstarben.

Ringsum war's still, ganz still, drückend still. Mit starker Strömung glitt der Fluß, gleich einem breiten Silberband, sich stauend und gurgelnd, an den Pfeilern der Brücke entlang,

von der allein die dunklen Umrisse und matten Glühpünktchen der Laternen sichtbar waren. Am Himmel erglänzte der Mond wie ein großes, gelbes, Licht ausstrahlendes Auge.

Am jenseitigen Ufer, hoch in die Wolken steigend, zeichneten sich dunkel und gewaltig die kolossalen Formen der Citadelle, ein Riesenschatten, ein dicker schwarzer Pfropfen in der Nacht.

Hell flimmerten die Sterne, ernst blickende Zuschauer. Manchmal brach sich eine kleine Welle weiß spritzend an der granitnen Wölbung. Manchmal raschelte das Laub mit leisem Schwirren.

Da flüsterte Mar in Einsalt, in spontaner Erregung, leise vor sich hin ... „Ja, es gibt einen Gott!...“

Auf der Universität zeigte sich seine Intelligenz, und er fand viele Freunde. Hier schälte er sich aus seiner Hülle und zeigte seinen ehrlichen Charakter, zeigte sich als der begeisterte Verfechter des Schönen und als der grimmige

Feind alles Konventionellen, aller Formen. Seit jenem Abend in Namur hatte er begriffen, nur seines Herzens Eingebung zu folgen. Mit seiner ruhigen Philosophie tat er nun oft Wunder. Einst hatte ihn ein angetrunkener Student bei einer Ulferei im Zimmer einen „Juden“ geschimpft. Max hatte gelächelt und nichts geantwortet. Am folgenden Tag aber suchte er den Streitsucher auf:

„Siehst du, Karl, das war eine Dummheit von dir, das zu sagen. Ich konnte mich nicht darüber ärgern. Wahrhaftig nicht! Was ist denn ein Jude?... Ach, lieber Gott, es ist doch so kleinlich, einen Menschen Juden zu nennen, findest du das nicht selbst? Was ist denn ein Jude, frage ich dich?... Ich möchte die ganze Welt wachrütteln, um diesen verfluchten Unterschied auszurotten! Es ist doch so erbärmlich, Jude oder Ketzer oder Pfaffe zu sagen, so töricht, so dumm! Daß sie das nicht fühlen, daß die Sonne am Himmel und die Luft rundum für alle da sind! Du fühlst das

doch auch!... Kerl, siehst du wohl, nun lachst du selber über deine Dummheit von gestern!...“

Manchmal auch schüttelte er sich aus vor Lachen über die Zeitungen. Die ihn begriffen, lachten mit... „Die Zeitung, das ist wieder solch eine öffentliche Kleingeisterei... Ha! Ha! Haha!... Föstlich!...“ Und halb erbittert, halb spottend las er den gewohnten Quatsch vor: ...„Gesucht unter R. K. ein Dienstmädchen... Stellung sucht ein Kommiss unter P. G.... Die Vereinigung zur Unterstützung von hilfsbedürftigen protestantischen Blinden... Versammlung der katholischen Wählervereinigung.. Die Unterzeichneten erbitten Hilfe für einen israelitischen Familienvater...“

Die Wühlereien der kirchlichen Parteien in den Kammern fand er ekelhaft. Er hätte die Vertreter aller Richtungen am liebsten fragen mögen: ...„Glaubt ihr an Gott?...“ und weiter nichts. Wenn man — sein Reichthum war bekannt — ihn für die eine oder die andere Sekte um Geld ansprach, schlug er's kurzweg ab. Wohltätig-

keit für die Allgemeinheit war eine seiner Utopien. Er besuchte alle Kirchen, um mit stets wachsendem Erstaunen und Aufmerksamkeit die Menge zu beobachten, die sich regelmäßig zum Formendienst vereinigte; er gab nichts in ihre Sammelbüchsen und betete nicht mit ... „Ich bete zu jeder Stunde an jedem Tage zu Hause ... oder draußen ... wenn die Natur mich dazu anregt oder die Kunst ... O die schöne, schöne Kunst!...“

Wenn er stirbe, wollte er um keinen Preis auf dem Judenkirchhof liegen. Nein, bei den anderen auf dem allgemeinen Friedhof. Das war eins seiner Steckenpferde: ... „Kannst du das fassen, daß alle die Särge da sortierte Gebeine enthalten? ... Kannst du einen Totenkopf ansehen, welche Formendummheit in ihm gewühlt hat? Nun gibt es jüdische, protestantische, katholische, muhamedanische ... Leichenwürmer! Stell dir das 'mal vor! ... Und die Pflanzen auf den Gräbern saugen ihre Säfte daraus und blühen von liberalen und christ-

lichen und orthodoxen Ausdünstungen! O diese wahnsinnigen Vorurteile!...“

Bei Künstlern war er gern gesehen, weil er sehr viel richtiges Gefühl besaß und selbst schöne Dinge schreiben konnte. Einst machte er die Bekanntschaft eines jungen Musikers, der seinen Gottesdienst verteidigte und gehässig und unduldsam über die anderen Glauben sprach. Diese Bekanntschaft brach er schnell ab:... „Von gewöhnlichen Menschen begreife ich vieles, fleinliches Denken bei Künstlern kann ich nicht billigen. Die müssen wissen, was eine Form bedeutet, wie wenig sie, Gott gegenüber, ist... Der Mann ist kein Künstler, dem fehlt das reine Empfinden...“

*

*

*

„Darf ich euch vorstellen? Meine Cousine Dora...mein Freund Max Kremer...“

Sie verbeugten sich voreinander. Der Cousin ließ sie allein, und in tiefer Bewunderung blieb Max vor dem schlanken Mädchen stehen.

Es war bei einem Bazarfest. Dora war

Blumenverkäuferin. Sie sah unschuldig, lieblich aus und war des festes Frühlingskönigin. Es war fast zum erstenmal, daß der junge Mann ein weibliches Wesen in Balltoilette, in graziösem, verführerischem Gewande sah. Der Eindruck durchdrang ihn, ergriff ihn, berauschte ihn wie der Duft einer aufknospenden Rose. Seine Augen ruhten mit so viel Feuer in den ihren, daß sie dadurch verlegen wurde und doch froh. Sie fand seine Augen schön.

Nach dem Bazar war Ball. Dreimal hatte May' Name in Doras Büchlein gestanden, dreimal hatten sie zusammen getanzt. So ein Tanz!... Die Musik hörst du, den Boden fühlst du nicht. Die Lust umweht und kühlte deine heiße Stirn. Müdigkeit merkst du nicht. Du hältst das Mädchen im Arm, ihre Taille umfaßt, daß der Stoff ihres Kleides sich mit deinem Handschuh vereint, und die Hände ruhen ineinander, wie elektrisch verbunden. Manchmal schöpfst du frisch Atem, manchmal drückst du die warme Gestalt an dich an. Manchmal

4*

blickst du nieder und siehst das wehende Kraushaar am weißen Hals, siehst die rosigen Öhrchen zittern, und manchmal auch begegnen sich die Blicke, halb befremdet, weil ihr euch so innig umfaßt. Manchmal vergeßt ihr alles, träumt euch wachend fort, schwebt, dreht euch, fliegt weg wie ein wesenloser Körper, doch mit einem seligen Glücksgefühl in euch. Dann schweigt die Musik, erschrocken wirst du wach und bringst behutsam das Mädchen zurück und fühlst dich beklommen, wenn du vor ihr stehst und gezwungen, sie nicht anzusehen oder gerade lange! So ein Tanz!...

* * *

„Der Alte ist ein Starrkopf! Junge, ich halte es nicht für möglich!“...

Das waren Karls Bedenken, als Mar zwei Monate später plötzlich bei ihm hereinstürmte, ihm kurz und bündig erzählte, daß er sterblich in Dora verliebt wäre und gar zu gern bei Karls Oheim eingeführt werden möchte.

„Weil du offenerzig mit mir sprichst, Karl,

will ich dir auch ebenso antworten. Wir haben schon früher, als du 'mal einen über den Durst genommen hattest, einen kleinen Zank gehabt.... Das ist längst vergessen.... Sag, willst du dich für mich bemühen... oder... hast du selber etwas dagegen, daß ich ein Jude..." — „Bist du toll, Kerl? Nein, ich habe dich nun doch schon besser kennen gelernt! Laß das nur ruhen. Meinen Segen habt ihr, aber Onkel... Ein guter Bursch... aber halsstarrig wie ein Stier und er — du nimmst es mir nicht übel? — kann die Juden nicht leiden..." — „Das ist schlimm genug..." — „Da hast du recht." — „So kirchlich gesonnen?" — „Nein, das ist das richtige Wort nicht... es ist eine fixe Idee bei ihm... Rassenhaß..." — „Dann muß doch ein gewichtiger Grund vorliegen?" — „Das tut es auch. Ein böser Grund. Wahrhaftig, du kannst ihm's nicht übelnehmen. Sein Alter ging ins Wasser, weil er durch einen Bankier... einen Juden... zugrunde gerichtet wurde... davon

rührt's her... Und ein Haufen Schulden ist zurückgeblieben. Onkel ist in seinem Geschäft ein tüchtiger Kerl, hat sich ganz allein wieder herauf gearbeitet und die Schulden seines Alten abbezahlt... Ich wollte, mein Alter tät's auch 'mal für mich..." — „Sag, gibt es denn keinen anderen Grund?" — „Nein." — „Na, da kann, man doch etwas dagegen tun, was?" — „Ja, ich will's probieren, aber ich sage dir, es kommt kein Jude über seine Schwelle." — „Es ist traurig, daß er sie alle haßt, wegen des einen." — „Gewiß, Kerl, aber wenn dein Alter... das ist sehr faul, das vergift sich nicht!" — „Mit Dora sprach ich schon." — „Die hat natürlich „ja" gesagt?" — „Natürlich? Warum natürlich?" — „Na, ohne dir ein Kompliment machen zu wollen, du verstehst zu reden... Sie ist ein liebes Mädchen... Wenn du die kriegst, kannst du wohl zufrieden sein..." — „Das weiß ich. Ach, wenn du wüßtest..." — „Ich habe es schon lange gemerkt. Nicht umsonst bist du in alle Konzerte

gelaufen. . . Bist du fertig mit deinem Doktor?“
— „Nächsten Monat.“ — „Gut gebüffelt!“
— „Na, das geht.“ — „Wie beliebt? Ein
Mädchen zum Küssen, Geld wie Heu! Ich
seh' dich wohl noch auf der Anatomie? . . .“

* *

„Setz dich,“ sagte Tante.

Mar setzte sich neben die alte Frau, deren falscher Scheitel noch eben so rabenschwarz glänzte wie früher, deren Antlitz jedoch noch faltiger geworden war. Tante hatte aus ihrer früheren Krankheit eine starke Taubheit zurückbehalten, sie bediente sich deshalb nun eines Hörrohrs. Sie stand beinahe nicht mehr vom Stuhl auf. Wenn sie aus wollte, fuhr sie. Ein altes Mädchen, Rifa, versah den Haushalt und war zugleich ein unentbehrlicher Ratgeber bei allen Fällen, wo Tante wichtige Dinge im Kopfe hatte. Nefse Mar war der Abgott der hinweisenden Frau. Wenn er sie aufsuchte, schoß ein Strahl von Lebensfreude über das gefurchte Antlitz, dann hingen die kleinen, glän-

zend schwarzen Äuglein an seinen Lippen. Obschon sie nicht lesen konnte, bewahrte sie sorgfältig die Zeitungen auf, in denen sein Name erwähnt worden war, als er das Examen bestanden hatte. Meistens besuchte sie der Nefte Freitag abends, warf seine Cigarre vor der Thür weg und las dem Tantchen ein Stückchen vor, laut ins Hörrohr schreiend, bis sie, vor Vergnügen knurrend, wie ein verwöhntes altes Kätzchen in Schlaf sank — das Instrument fiel langsam in den Schoß — und in wohligem Behagen nickte sie schlummernd, bis der junge Mann sie laut gähmend aus dem Schlaf wach rüttelte...

„Alles wohl, Tante?“ — „Sprech' 'was lauter, ich bin erkältet, versteh' heut nichts...“ — „Alles wohl?“ — „Ja, ja, ja! Du siehst gut aus. Rika! Rika!... Das Gas flammt! — Nein, Mar, du nit! 's ist Schabbes... Das gehört sich nit... das weißt du doch!“ — „Ach, ich habe schon so viel auf meinem Gewissen, Tante. Laß das Mädchen nur in

der Küche bleiben. Ich dreh's schon herunter . . . "
 — „Nee, nee, das will ich nit . . . Rika! Rika!
 So' sin' Sie da, Kind . . . Ach, drehn Se
 's Gas 'was herunter, wollen Se? . . . Und denn
 den Kaffee . . . ich hab' se gelehrt Plätz¹⁾ backe,
 die mußt 'mal probiere.“ — „Mit Ver-
 gnügen.“ — „Was gibt's Neues in der Ge-
 meinde?“ — „Das weißt du sicher besser als
 ich. Ich möchte etwas Ernstliches mit dir be-
 sprechen, Tante.“ — „Was sagste? Lauter!
 Was sprichste so leif'!“ — „Tante, du mußt
 nicht böse werden.“ — „Ich . . . böf' . . . uf
 dich?“ — „Ich will heiraten.“ — „Soo, soo,
 soo! . . . Was de sagst! Das 'mer 'ne freid',"
 sie faßte seine Hand: „Du bist so klug, daß
 dein Mädchen auch gut sein werd' . . . Das ver-
 dienste . . . Un', un' . . . is se von hier aus der
 Stadt?“ — „Ja, Tante.“ — „Soo, soo, soo . . .“
 Eine helle Röte glitt über das alte Gesichtchen.
 Sie vergaß ganz nach dem Namen zu fragen,
 bei dem Gedanken, daß sie es vielleicht noch

¹⁾ Ein Gebäck.

erleben würde, von einem Kinde ihres Neffen
 den Ruf „Tante“ oder „Großmama“ oder so
 etwas zu hören: „Soo, soo, soo... un'...
 un'... is se hübsch?“ — „Ach Gott, wenn
 du sie sähst...“ — „Un', un'... Geld?...“
 — „Ich glaube wohl... Das ist Nebensache!“
 — „Nebensache?... Nee, das is keine Neben-
 sache, das is de Hauptsache... so is es scheen...
 sehr scheen... Nu kummt Geld bei Geld...
 worum hast se nit mitgebracht?“ — „Ach, ich
 habe noch Schwierigkeiten, Tante.“ — „Was
 sagste? Lauter! Lauter!“ — „Der Vater ist
 dagegen. Verstehst du?“ — „Dergegen?...
 Is der Mann verrückt?... Is der Mann
 verrückt? Dergegen?... Gegen dich?... Ich
 hab' noch nich' 'mal der Name gefragt!...
 Is der Mann verrückt?“ — „Sie ist Christin,
 Tante! Da sitzt der Hafen!“ — „Was sagste?
 Waas? Ich hab' nit gut verstanden!“ —
 „Es ist Dora Daanders! Daanders, der Hut-
 händler! Du kennst ihn doch, Tante?“ Langsam
 glitt ein grenzenloses Erstaunen über das

faltige Antlitz, ein ungläubiges Lächeln, ein Blinzeln mit den Augenlidern, als ob sie den Scherz durchschaue... „Böser Jung'! Ein' alt' Mensch zu narren! Willst noch 'ne Plätz' nehme'? Sin' lecker, was?' — „Nein, ich danke, Tante. Es ist keine Narrheit. Verstehst du mich? Ich begreife wohl, daß du dagegen bist, aber wenn du Dora sähst oder hörtest...“ Tantchens Kopf sank zitternd gegen die Tasse. Starr, mit weit offenen Pupillen, sah sie den Neffen an. Ihr Unterkiefer bewegte sich im Suchen nach Worten für ihre Wut. „Du! Du!... Die Tochter von solch 'nem Haurif!¹⁾ Du übergehn zu de' Gojims²⁾... Was? Das willst du tun?... Der Sohn von 'nem Parnes!³⁾ Adonai!⁴⁾... Daß ich das erleben soll!“ — „Tante, reg dich doch nicht auf!“ — „Was sagst du?“ — „Ich habe sie lieb, Tante. Du weißt, daß ich nichts auf den Glauben gebe...“

1) Jemand mit einem gemeinen Charakter. — 2) Gebräuchlicher Name für Christen. — 3) Haupt der Gemeinde. — 4) Gott.

sei doch deshalb nicht böse!...“ — „Du, 'ne Goie heiraten? Du? der du weißt, wie wir armen Jidden¹⁾ gelitten haben! Wie se uns treten!... Mußt mir das auf meine alten Täg' tun?... Brauchst mir hier nit mehr zu kumme!... Zwischen uns is 's aus... aus!“... Beband war sie aufgestanden und wies auf die Thür: „Ich hatt' gemeint, du willst mir 'ne Freid' mache'... wenn du 'ne Goie nimmst, bekommste von mir kein' Cent... kein Cent... nit so viel, um 'en Hemd zu kaufe!...“

Mit einem Gefühl des Schmerzes sah der junge Mann auf das wütende Frauchen. Es erregte ihn, daß sie es so auffaßte. Langsam ergoß sich eine tiefe Bitterkeit in sein Herz. Besonders die letzte Wendung trieb ihm das Blut in den Kopf. Hestig schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Tassen klirrten. Aber er beherrschte sich schnell wieder, nahm ruhig seinen Hut, schrie ins Hörrohr, daß er nochmal mit sich zurate gehen wolle und ging fort.

¹⁾ Juden.

Auf der Straße brach sein unterdrückter Zorn los. Mit der alten Frau lebte er nun in Feindschaft.

*

*

*

Mit Doras Vater war's so gegangen, wie Karl es vermutet hatte. Wütend hatte Daanders abgelehnt, daß Max ihn besuche. „Wenn dein Freund ein Jude ist, dann kannst du ihn ruhig zu Hause lassen!“ hatte er zornig gesagt, und als Karl über die guten Eigenschaften, das nette Wesen und den Reichtum seines Freundes geredet, hatte er geantwortet: „Ja, ja, das kennen wir schon alles. Aber wenn er auch ein Prinz wär', mir kommt kein Jude über die Schwelle! Und damit Basta!“

Alles stellte sich seinem Vorhaben entgegen. Eine tiefe Mutlosigkeit drückte ihn nieder. Er zweifelte. Tat er gut?..... Durfte er die jahrhundertealten, eingewurzelten, eingefleischten Glaubensgesetze übertreten? War das jüdische Volk während all der Zeit blind gewesen? Warum hatte es, gedrückt und unterjocht, wie

es wurde, sich so starr an seine Gesetze geklammert? War das nur mit der Muttermilch eingesogener Fanatismus? Waren all die aufgeklärten Juden Heuchler gewesen in Bezug auf ihr Märtyrertum?... Sein ganzes freisinniges Denken wankte plötzlich, und ein Gefühl des Taumelns und der Angst beschlich ihn, als ob der Boden wegsänke, auf dem all sein früheres ideales Streben gestanden.

Draußen vor der Stadt kam er wieder zu sich. Durch die dunkle Nacht strahlten mit hell blinkendem blauen Licht unzählige Sterne. Von der unendlichen Größe und Schönheit ergriffen, bewegt, blieb er stehen und seine Arme zum Himmel aufhebend, kehrte plötzlich seine Geisteskraft zurück, das Verlangen seinen Willen durchzusetzen, der Mut, die fleingeistigen Bande des Menschen zu zerbrechen.

3.

Die Thür des Coupés erster Klasse fiel zu. Der Schaffner ließ mit stillem Lächeln das Geld-

stück in die Tasche gleiten, das so und so viele eines jungen Pärchens, das am liebsten in tiefster Einsamkeit über die Worte des Standesbeamten nachsann. Die Glocke läutet, der schrille Pfiff des Zugführers ertönt, der Zug setzt sich in Bewegung, dampft aus der Station und rollt rasselnd durch das Dunkel.

Allein! Allein auf den weichen Kissen des dicht verhängten Coupés. Allein! Mann und Weib! Er blickt sie an. Durch den wallenden Schleier schimmert ihr schönes Köpfchen; das Mäntelchen hängt offen; die Figur zeichnet sich unschuldig durch das knapp sitzende Reisefleid, der schlanke Oberkörper, die Kniee. Als sie den Schleier zurückschlägt, sieht er das feine Profil, die rosigen Lippen. Mit hervorbrechender Leidenschaft nimmt er sie in seine Arme, drückt sie an sich, preßt seine Lippen in sinnlosem Kuß auf die ihren und läßt sie ebenso plötzlich, ängstlich, erschrocken wieder los...

„Dora! Dora!...“ — „Nichts, nichts... Verrücktheit... eine Angst... Nein, sei nicht

bös'... Ich lache schon wieder!" Aber die Tränen glitten noch verrätherisch über die hochroten Wangen.

Wieder umfaßt er sie ungestüm, zieht sie auf seine Kniee, küßt ihr die Tränen aus den Augen, küßt den kleinen Mund, und mit zärtlichem Blick flüstert er ihr süße Worte zu, ihm zu vertrauen und nicht aufgeregt zu sein. Schneller geht ihr Atem, wallt ihr Busen. Sie preßt sich an ihn, erwidert seine Liebkosungen und blickt ihm in die Augen, mit der ganzen Ehrlichkeit ihres jungen, reinen Wesens. Dann an ihn gelehnt, sein Arm um ihre Taille, flüstert sie schnell, leidenschaftlich:

„Ach Gott... es war so bitter, Mar, so hart. Solch ein Tag nur mit Fremden!... Wirßt du mich immer lieb haben?... Immer? Ebenso?... Nein, küß' mich nicht... es macht mich so bange, so ängstlich, daß ich so allein mit dir weggehe... daß ich mit Vater gebrochen habe... mit Mutter... Entfinnst du dich noch?... Weißt du noch?... Das werde ich nie

vergessen... Vater vor dem Kreisgericht... und ich.. das war schrecklich!... Es mußte sein.. es mußte... aber darum darfst du auch nicht böse sein, wenn ich eben 'mal weine... Es fiel mir alles so ein... Nun ist's vorüber... Nun bist du mein ganzes Glück, mein Vater, meine Mutter, mein alles!... Ach, wenn du es wüßtest, wie ich dich liebe, mein Mar... mein Mann!..."

*

*

*

Von der Hochzeitsreise kehrten sie in einem Abglanz ungekannten Glückes heim. Einer nach des andern Augen sehend, einer des andern Gedanken erratend.

Das frisch tapezierte Haus, mit dem Geruch neuer Sachen, in steifer Reinlichkeit, wartete ihrer als ein warmes, hübsches Nestchen, worin sie sich während der ersten Monate einspannen, einpuppten, ganz in der Fülle ihrer Liebe aufgehend. Dann begann seine Praxis größer zu werden. Das Täfelchen unten im Gang wurde mehr und mehr beschrieben. Der Doktor fuhr

manchmal stundenlang herum und kam mit frischem Gesicht wieder heim, froh, nach der Arbeit sein junges, hübsches Frauchen in die Arme nehmen zu können. Wenn sie den kleinen Wagen heranrollen hörte, stand sie auf den Zehen am Fenster, mit platt an die Scheibe gedrücktem Näschen, um ihren Mann aussteigen zu sehen, stolz auf ihn. Aber als nun immer mehr der Patienten kamen, besonders auch Arme, schlich langsam Verdrießlichkeit in ihr Herzchen. Ohne Max erschien ihr das Haus ausgestorben und tot; und die Arbeit im kleinen Haushalt war so gering, daß das Frauchen den größten Teil des Tages ohne Beschäftigung war. Manchmal kam Karl unerwartet hereingestürmt, besah scheu neugierig all die hübschen Gegenstände im Wohnzimmer — der größte Kontrast zu seiner schlampigen Studierbude — setzte vorsichtig seine großen Füße auf den Teppich, drehte unbeholfen seinen dicken Knotenstock in den Händen und fühlte sich sichtbarlich nicht zu Haus in dieser Atmosphäre von Ge-

mütlichkeit und jungem Eheglück. Manchmal kam auch Uby — ein gesetzter Herr, mit großem flachfigen Schnurrbart — und sprach stundenlang mit dem Doktor über kleine Plaidoyers, die er in Prozessen geführt hatte und über Politik, oft heftig, mit einer stark roten, radikalen Färbung und langweilte zum Schluß die junge Frau mit seinen schroffen Beweisführungen und seinen breiten Auslassungen über Dinge, die sie nicht begriff, oder die sie nicht interessierten.

Aber alles das war herrlich im Vergleich zu den Stunden, die sie allein verbrachte. Die waren schrecklich. Sie versuchte zu lesen, aber bei der nervösen Unstätigkeit, die jungen Frauen eigen, hatte sie nicht die Ruhe sich länger damit zu befassen. Mit der Gewißheit, daß sie Mutter würde, nahm diese Gereiztheit noch zu. Stundenlang konnte sie, vor sich hinträumend, an fremde Dinge denkend, im Lehnstuhl liegen, in unerklärlicher Angst vor dem jungen Leben in sich.

Ofter auch war sie schwermütig, wogte eine gewaltige Unruhe in ihr, eine stille Gewissens-

angst, ein Verlangen, mit Vater und Mutter wieder versöhnt zu sein. Jeden Tag kehrte das Gefühl, daß ihr etwas Furchtbares drohe, heftiger zurück, und dieser Kampf zeichnete sich schließlich auf ihrem schmalen, bleichen Gesichtchen ab. May sprach nie über den Bruch mit den Eltern. Anfangs, kaum zurückgekehrt, hatte er ihnen ein Briefchen in herzlichen Worten geschrieben. Antwort war nicht gekommen. Daanders blieb unversöhnlich, und die Mutter kannte keinen anderen Willen als den ihres Mannes.

* * *

Nun waren sie schon sechs Monate verheiratet. Es war Sommer, ein schöner Sonntag. Da hielt ein Wagen. Die Glocke ging.

May sah in den Spion. Mit erstauntem Gesicht wandte er sich zu seiner Frau.

„Dorchen... rate 'mal!... Tante!“

Hastig schob sie ihren Kopf neben den seinen, und mit großer Neugier verfolgten die vier Augen die Bewegungen des alten Frauchens,

das, unterstützt durch das Mädchen, dem Wagen entstieg, über die Schwelle stolperte und ins Haus trat.

„Die gute Seele!“ rief nun Mar in aufwallender Herzlichkeit, „sie tut den ersten Schritt. . Das ist edel!... Dorchon, denk, daß sie meine zweite Mutter ist...“ Hastig lief er der alten Frau entgegen.

Sie schnappte mit kurzen, stoßweisen Zügen nach Luft, als sie hereinkam. Die Fahrt hatte sie so ermüdet, daß sie einige Minuten schwer atmend mit blinzelnden Augenlidern verbrachte.

Endlich kam ein asthmatisches Röcheln: „Is das dein' Frau?“ fragte sie unangenehm laut, mit einer Stimme, wie sie tauben Menschen eigen. — „Ja!“ schrie Mar.

Zögernd trat Dora auf das alte, runzlige Frauchen zu und gab ihm auf jede der welken Wangen einen Kuß.

...„Soo, soo, is das dein' Frau?... Gleicht etwas auf dein' Mutter olim bescholim¹⁾)...

¹⁾ seligen Angedenkens.

Soo, soo, soo... sagste' was? — „Ich freue mich so sehr, Sie hier zu sehen, Tante...“ — „Was sagt se? Lauter, ich bin 'en bißche' taub!...“

Mar wiederholte den Willkommengruß.

...„Soo, soo, soo... Ich hab' nit länger ohne dich zu sehen gekonnt... Das kannste glauben... Da hab' ich mit Rifa geredt... Die sagte „ja“!... Wie regt mich das uf! Ach... ach... ach... Ich wollt' dich doch noch'mal sehn vor mein' Tod...“ — „Sie haben uns eine große Freude damit gemacht, daß Sie gekommen sind, Tante... Mar hat mir schon oft von Ihnen erzählt...“ — „Sie brauchen nit so zu schreien, so taub bin ich nit!...“ — Sie lachte falsch. — „Soo, soo!... Scheen!... scheen!... Ich war uf der Brezemiele¹⁾ von's Kind von Naatje, und da hab' ich gedacht', nun will ich auch hier geh'n... Soo... soo... soo... Ihr wohnt hier sehr hübsch, das muß ich sagen...“

Dora war aufgestanden und hatte ein farbiges Eiförfläschchen geöffnet.

¹⁾ Beschneidungsfeier.

„Trinken Sie nun ein Glas Madeira, Port oder Sherry, Tante? Dann wollen wir 'mal auf den ersten Besuch anstoßen!...“ —
...„Trinken, nee...danke...ich trink' nit!...“
— „Ich habe schon eingeschenkt...Beim ersten Besuch darf man nichts abschlagen.“ — „Nee, ich trink' nit. Mar weiß warum.“ Dora begriff es nicht. ...„Mar weiß warum? Nein, Tante, das hilft nichts...heute wird nichts abgeschlagen...“ — „Mar weiß doch...Mar weiß doch. Wir Jidden genießen nichts bei... nun ja... Sie werden's auch schon wissen... bei Fremden...kein Schluck Wasser...“

Es wurde grobweg gesagt, ohne jede häßliche Bedeutung, aber es verursachte doch einen peinlichen Eindruck. Doras Gesichtchen verzog sich.

...„Morgen is Jahrzeit von dein' Onkel, Mar...“ — ...„Soo, Tante.“ — „Du hast gewiß schon d'ran vergessen?“ — „Nein, wirklich nicht.“ — „Ein Lichtche' werdet ihr auch wohl nit für ihn brenne...Das begreif' ich... Aber an sein Grab fannste gehen, willste?“ —

„Gewiß, gewiß, ich könnte dir heute nichts abschlagen.“ — „Soo, soo, soo... es is hier sehr hübsch... Bald scheint's mir, wird hier 'was Kleines komme'... nu... Sie brauchen nit rot zu werden!... Wissen Sie, was wir Jidden ¹⁾ sagen, Kind?... Peru Urewu Umilliu es houres ²⁾). Mar, sag ihr, was das bedeit't.... Ja, ja, er hat 'was davon gelernt.... er fennt noch alles von seinem Glauben, wenn er ihn auch nit mehr hält... Nu, haste's ihr gesagt?“

Mar tat, als ob er die Erklärung gäbe, aber es genierte ihn, daß Tante nicht so viel Taktgefühl besaß, die sicheren Anzeichen doch lieber zu übersehen.

Sie schwatzte so auf ihre Weise weiter. Ihre Auglein gingen blitzend von dem früheren Augapfel zu der aufgedrungenen Nichte. Sie begriff nicht, was Mar an diesem Christenmädchen Besonderes gefunden. Hätte er nicht ebensogut eine von seinem eigenen Glauben

¹⁾ Juden. — ²⁾ Gehet hin und vermehret euch.

nehmen können, ebenso schön, vielleicht mit noch mehr Geld?...

Als sie endlich ging, kehrte sie sich an der Thür zögernd um:

„Ihr könnt mich doch auch nu' 'mal besuchen... An Schabbesabend oder so, hört ihr?..."

* *

Von der kleinen Zugbrücke aus betritt der junge Doktor den Kirchhof. Hoch am Himmel glänzt die Sonne und dörrt den Boden und das, was darauf wächst. Üppig schießt das zertretene, versengte Gras zwischen den Erdhaufen hervor. Ein einzelner Strauch hält dürre Blätter wie erstickt in die heiße Luft. Im Hintergrund stehen Trauerweiden, melancholisch, mit müden, schlaff herabhängenden Zweigen, ohne Gesäusel, ohne Bewegung. Es ist heiß, glühend heiß. Der Kirchhof liegt da wie ein verschrumpftes Stückchen Land, wie ein ausgetrocknetes, nach Wasser lechzendes Vorgebirge. Der süßliche, ekle Geruch, der an Sommertagen über einem

Totenacker schwebt, hängt wie halb aufgesogener Nebel über den Gräbern, Ausdünstung eines Düngerhaufens. Warm ist es, schrecklich warm. Blaue, dicke, große Brummfliegen schwirren surrend von einer Stelle nach der andern. Ein Falter flattert, schießt hüpfend auf und fällt suchend auf eine kleine Blume auf irgend einem Grabe. Steil stehen die bestaubten, weißgefalkten Grabsteine auf dem Sand, steilauf, wenn sie erst kürzlich gesetzt; schräg, weggesunken, zerbröckelt, wenn der Tote lange schon tot, vergessen, vergangen. Kleine Schatten fallen mit gleichmäßigen Formen etwas länger oder etwas dicker aufs Gras, alle nach derselben Seite. Im Graben, zwischen wirrem, schmutzigem Grün, in der tiefen Rinne, quakt mit leisen, röchelnd wegsterbenden Tönen ein Frosch. Alles auf dem Kirchhof glüht wie in einem Backofen. Der weiche Sand in den Gräberpfaden brennt, sinkt weg und bildet kleine Vertiefungen, die sich hinter dem Fuß des Wanderers gleich wieder schließen. Eine Katze stürzt

plötzlich hinter einem Grabstein hervor, rennt in ängstlichen Sätzen an die steinerne Mauer, springt hinauf und starrt mit großen grünen Augen entsetzt auf den Mann. Nun weht ein leiser Windhauch durch die Bäume, der süßliche Geruch verliert sich ein wenig. Dann wieder Stille, die glühende Hitze senkt sich wieder herab und dörrt den Boden mit seinem Gras und seinen prahlerischen Steinen.

Max hat das Grab gefunden, das er in seiner Kindheit selbst mit anfüllen geholfen hat. Auf seinen Stock gelehnt, blickt er sinnend auf das viereckige, weggesunkene Monument, das einz'ge Zeichen noch, daß das gelbe, vertrocknete Männchen, das ihm nur noch schwach im Gedächtnis geblieben... gelebt hat. Unter dem Rasen ein vermoderter Sarg... in dem Sarg... Welch eigentümliche Gedanken ruft doch ein Kirchhof wach!... So ein Aufbewahrungsort für Gebeine!... Wo sind die Skelette der Millionen, die einst auch lebten? Was nützt das Wirken und Schaffen, das Denken, beson-

ders das Denken, wenn du nach so oder so viel Zeit vielleicht auch an die Reihe kommst, um begraben zu werden und ein Steinchen aufs Grab zu bekommen, ein Steinchen, daß du geboren wurdest...dann!...Und gestorben bist...dann!...Und wieder nach Jahren, dann räumen sie dich weg, weil du nun lange genug da gelegen, und sie den Platz für die andern gebrauchen und wirfst irgendwo in eine Grube geworfen zu anderen Knochen, Knochen von Gaunern und Lumpen und Heuchlern und Denkern und Schönen...alles zueinander auf einen großen Haufen von modernden porösen Stücken...oder du wirfst...

Man schaudert und lächelt dann schwach. Sieht er nicht jeden Tag Menschen wegsterben? Wieviel Altteste stellte schon er aus? In Gottesnamen...er dann auch! Wenn sie ihn nur nicht an einem so glühend heißem Tage begraben. Er wischt sich die Stirn ab.

Weiter schlendert er zwischen den Gräbern, sucht zwei andere Grabsteine, die ihm die Grä-

ber seiner Eltern anweisen. Da stehen sie... Kremer... und Hieroglyphen darum und daneben, mit jüdischer Jahreszahl... 5625... fünftausend Jahre... Wenn er sie doch gekannt hätte... Wenn... wie muß das schön sein, eine rechte Mutter... eine Mutter! Wenn Dora Mutter wurde, wollte er sie noch inniger lieben, anbeten wie eine Heilige, um den Schmerz, den sie seines Kindes wegen durchmachen mußte. Guter Gott, wie die Welt doch schön und reich ist, selbst auf dem Kirchhof... wenn er Vater würde... Vater! Was bedeutet ein Grab? Ach nichts! Du lebst! Du genieß'st! Dein Blut ist warm! Du hast die Sonne für dich allein!... Vater! Du hast ein Kind von deinem eigenen Fleisch und Blut! Was ist dann ein Kirchhof? Später wird dein Sohn oder deine Tochter auch an deinem Grabe stehen, werden flagen und murren, weil du tot bist, aber dann leben sie doch, und das Leben haben sie dir zu danken!... Nebeneinander liegen sie, seine Eltern. Das ist poetisch. Das ist eine Torheit, und doch ist es schön!

Wenn er stirbt, müssen sie ihn neben Dora legen... Das ist ein Gedanke, der ihn weich stimmt, wie ein Kind, daß er weinen möchte... Hier wird's nicht sein... Was bedeutet der Platz?... Hier nicht!... Nein!... Alles an diesem einsamen Ort deutet auf dogmatische Kleinheit, auf ein Festklammern an die Form. Hier stehen Steine an eiserne Gitter gelehnt... dort Kreuze!... Es ist doch nur Torheit und Aberglaube, daß das eine Skelett einen steilen Grabstein, das andre ein Kreuz und das dritte nichts über sich hat... Und all die heißblütigen Argumente seiner Disputierabende durchschwirren seinen Kopf. Unwillkürlich fällt ihm das Begräbniß eines Seemanns ein; eine Feierlichkeit, der er einst beizuhnte. — Plumps! machte der Sack. Dann ein Gurgeln, ein Kräuseln des Wassers. Die Leiche war weg. War das nicht besser und edler, als auf dem Kirchhof zu liegen, als ein Vermoderter mit einem Zeichen von Fanatismus über sich?...

May geht fort. Mit seinem Stock schlägt er

die Steinchen und Zweiglein fort. Die Sonne sendet ihre Strahlen jetzt senkrecht herab, es wird unerträglich warm. Träumerisch blickt der junge Doktor zu Boden, der ein Meer von Qual, Schmerz, Jammer, Denken, Elend, Freude, zerstörten Illusionen, nutzloser Arbeit umschließt... Überbleibsel eines Volks, das verfolgt wurde und wird, aus menschlichem Irrwahn, aus Rassenhaß. O dieser unselige Glaubenswahn!...

Doben hängt der Himmel in seiner dicken, blauen Schwere. Weißflockige Wölkchen ziehen neblig dahin. Es ist, als ob der ganze Wolkenkoloß herunterstürzen möchte, um das kleine Erdenstückchen zu verschlingen und Mar wendet sich nach der Gebethalle zurück.

Aus allen Poren schwitzend, liegt der Kirchhof hinter ihm; das große flaffende Maul eines nie satt zu friegenden Untiers, das seinen eßlen Atem ausstößt und auf die neuen Opfer wartet, die unter Gesang und Ceremonien in seinem fetten Erdreich verschwinden sollen.

Die Katze springt von der Mauer und setzt mit schnellen Pfotenbewegungen über die Gräber. Der Falter hat sich an einer Blume festgesogen und schlägt mit den Flügeln.

*

*

Als Mar am Zeedijk auf die Tram springt, steht er plötzlich dem alten Daanders gegenüber. Die Begegnung ist ebenso unerwartet, wie peinlich. Der alte Herr zieht die Augenbrauen ärgerlich zusammen, öffnet die Tür, zieht sie heftig hinter sich zu und nimmt innen Platz.

Der Kirchhofseindruck wirkt noch nach in dem Schwiegersohn. Eine weiche Stimmung quillt in ihm auf. Er findet es nun noch trauriger, mit Doras Eltern gebrochen zu haben. Er will das Seinige tun...

Daanders sitzt im Wagen, in sich gefehrt, ganz allein. Sein Schwiegersohn sieht wie ein anständiger Mann aus. Überall hört er ihn seiner Menschenfreundlichkeit und seiner Kunst wegen rühmen. Aber, daß Dora es so weit

getrieben hat, ihn, ihren Vater, vors Kreisgericht kommen zu lassen... das kann er nie vergeben. Und das ist die Schuld von dem da, der trotz seines netten Wesens doch ein Jude bleibt... ein Jude!...

Welche Brutalität!... Der junge Mann hat die Thür geöffnet und kommt geradewegs auf ihn zu. Daanders hört ein paar Worte, springt auf, blaß vor Wut, läuft zur Vordertür hinaus und läßt Mar allein. Der letztere ist blutrot geworden... Nun ist's genug! Der alte Starrkopf mit seinen dummen, engherzigen Ideen!...

*

*

*

„Mutter, bist du es?...“ — „Still, Kind, still! Ist dein Mann nicht zu Haus?“ — „Mar?... nein!... O Gott, wie freue ich mich, daß ich dich sehe!“

Die beiden Frauen umarmen einander mit Tränen in den Augen.

„Siehst du... ich hätte es ja nie gewagt vor Vater. Aber da dachte ich... ich wollt's

'mal im stillen ausführen... Wie blaß du bist...“ — „Wie froh bin ich... wie froh!... Ich habe mich so oft nach dir gesehnt in den neun Monaten!... Ja, das ist der Wickelkorb... Was sagst du zu den entzückenden kleinen Hemdchen?...“ — „Hübsch.. reizend!..“ — „Und sieh 'mal die Strümpfchen an... Es wird gewiß ein Junge... ich glaube es sicher. O Gott, wie froh bin ich nun!...“ — „Reg dich nur nicht auf!... Ja, ja, wie nett ist es hier... Wie schön die Aussicht ist!... und sieh, die Kirche gerade gegenüber!... Sag, Kind, lange bleibe ich nicht. Wenn Vater merkt, daß ich hier bin... lieber Gott, du kennst ihn...“ — „Dann laß ihn doch 'mal böse werden... es tut mir so wohl, daß ich dich 'mal wieder sehe. Du bist stärker geworden, Mutter.“ — „Und, und bist du glücklich? Ist dein Mann gut zu dir?...“ — „O Mutter, wie ein Engel!... Ich habe ihn jeden Tag lieber.“ — „Das freut mich, freut mich. Gewiß, ja es gibt auch wohl gute Juden auf der

Welt... Sieh, sieh, wie hübsch ist hier alles!..
Habt ihr schon 'ne Hebamme?...“ — „Mar
hat schon für alles gesorgt. Wenn's ein Junge
ist, werde ich ihn Dirf nennen, nach Vater...
wenn Mar es haben will.“ — „Und, und...
wenn ihr ihn dann taufen ließe...“ —
„Was sagst du, Mutter?“ — „Wenn ihr ihn
taufen ließe...“ — „Das tun wir nicht, das
begreifst du doch, Mutter!“ — „Begreifen?...
Nein, das begreif' ich nicht... sieh... Wenn
ihr das tut, ist's vielleicht noch wieder gut zu
machen mit deinem Vater... sieh, sein Troß
ist doch nur dagegen, daß er nicht zuerst zu
euch kommt. Aber wenn's ein Junge ist und
ihr ihn Dirf nennt und ihn taufen ließt, dann
möcht' ich wohl so gut wie sicher sagen...“
— „Da wird nichts daraus, Mutter. Ich habe
mit Mar noch nie darüber geredet, aber ich
weiß ganz bestimmt, daß er das nicht tut.“
— „Nun, es war nur so ein Gedanke von
mir. Du nimmst mir's doch nicht übel? Siehst
du, Kinder ohne Glauben groß zu ziehen, da

6*

wächst nichts Gutes heraus. Und... und... wenn ihr mit Vater zur Ausöhnung kämt... würde ich auch bei dir sein dürfen... wenn es so weit ist..." — „Nein, Mutter, darum frage ich Mar nie. Mein Mann und ich sprechen nie über Glaubenssachen. Ach, bitte, laß uns auch nicht weiter darüber reden, nicht? Ist Vater gesund?...“ — „Ja, danke, aber still, sehr still, und grau ist er geworden.“ — „Es war fürchterlich peinlich für mich, Mutter. Aber er blieb ja beim Verweigern. Ich konnte doch nicht warten, bis ich dreißig war..." — „Na, das ist ja nun bald vergessen. Schon manchesmal sagt' ich zu ihm: „Mach's nun doch wieder gut, Dirf... es ist ein netter Mensch, und es gibt doch auch wohl noch gute Juden auf der Welt..." aber dann wurd' er böse. Es ist schade, daß ihr's Kind nicht taufen lassen wollt! Sehr schade!... Nein, nein, nein, ich will nicht weiter darüber reden. Es ist sehr nett bei euch... wirklich, sehr nett. Sieh, da hängen ja auch unsere Bilder! Das ist hübsch von euch! Und welche eine

wunderschöne Kamingarnitur habt ihr da!... Wieviel Zimmer habt ihr denn hier im Haus?.. Habt ihr ein gutes Mädchen? Unser Antje ist weg. Sie lief mit einem Matrosen davon... Ich hab seitdem wohl schon sechs gehabt... diese Mädchen... diese Mädchen!... Ach, welch eine entzückende Wiege... sieh, dafür habe ich nun nicht zu sorgen gehabt!..."

*

*

*

Am folgenden Tag, einem Freitag, ging das junge Ehepaar zu Tante Kremer zum Essen. Rika hatte sich abgequält; das ganze Haus roch nach gebratenem Fleisch.

Sehr lebhaft war es nicht bei Tisch. Es war das erstemal, daß sie die Gäste des alten Frauchens waren, und Tante schien mit der Hartnäckigkeit, die alten Leuten eigen, ein kindisches Vergnügen daran zu finden, alle Freitagsabendformalitäten noch genauer als sonst wahrzunehmen.

„Sehen Sie,“ begann sie, das Wort an Dora richtend: „Sie müssen nit vergesse', daß Sie

hier bei Jidden sin'. Ich schäm' mich nit
darum. Ich hab' mich all mein' Lebtag' dazu
gehalten. Komm, Mar, sag die Brooche...¹⁾
— „Brooche! Brooche!“ lachte er laut auf,
„Tantchen, wie kannst du das nur verlangen!
Das habe ich schon seit zwölf Jahren nicht mehr
getan. Das habe ich schon längst vergessen!“
— „Das is nit wahr! Das is nit wahr!“
sagte das alte Frauchen schnippisch. „Sagt' er,
daß er's vergessen hat? Denn scheniert er sich
vor Ihne'... Komm, schenier' dich nit...
Dein' Frau weiß doch, daß du ein Jidd bist.“

Mar wurde gereizt.

„Ich habe es vergessen, laß mich doch nicht
alles zweimal sagen!“ schrie er ins Hörrohr.
— ...„Soo, soo, soo...er kann nit mehr
Brooche sagen...soo, soo, soo!“

Tante betete allein.

Dora flüsterte ein: „Herr, segne diese Speisen.
Amen...“ und die Suppe wurde aufgetragen,

¹⁾ Segensspruch zur Einweihung des Sabbats oder
vor dem Essen.

kräftige Suppe mit tanzenden Fettkringeln darauf und stark mit Kräutern gewürzt.

„Das is nun Jiddensupp'... nun soll'n Sie 'en Süppche' schmecke',“ sagte Tante, während sie die Hälfte aus ihrem Löffel schlürfte und das regelmäßig bei jedem nachfolgenden Löffelvoll wieder so machte.

Nach der Suppe kamen gekochte Spargel, in ausgebratenem Fett schwimmend. Es schmeckte Dora, im ganzen genommen, nicht, und als sie einmal um ein Stückchen Butter bat, trat Mar sie leise auf den Fuß. Nach den Spargeln kamen zwei dampfende Schüsseln auf den Tisch, die eine mit süßem Blumenkohl, die andere mit entsetzlich stark gewürztem Fleisch, alles wieder in Fett schwimmend, alsdann Roastbeef und zum Schluß ein auch wieder in Fett gebackener Pudding. Rika kam zum Abräumen und mischte sich fortwährend ins Gespräch, mit der ganzen Beweglichkeit und Familiarität eines Mädchens, das seine Herrin unter dem Pantoffel hat.

„Lassen Sie sie nicht so viel sprechen, junger Herr,“ sagte sie, laut mit den Tellern flappernd und das Fett von ihren Fingern leckend, „sonst habe ich heute Nacht wieder meine liebe Last mit ihr...“ — „Steckst du keine Cigarre an?“ fragte das junge Fräuchen erstaunt, als Max, nachdem abgeräumt worden war, nervös mit den Fingern auf den Tisch trommelte. Sie wußte, wie er auf diese eine Cigarre nach Tisch versessen war. Er schüttelte verneinend den Kopf und blinzelte mit den Augenlidern in der Richtung, in der die alte Frau saß. Dora verstand ihn verkehrt.

„Kannst du das Rauchen nicht vertragen?“ rief sie durchs Horn. — „Was sagen Sie? Rauchen? Heit' Abend rauchen! Hören Sie, bei mir wird am Schabbesabend nit geraucht! Hörste, Max!“

Wieder lächelte er verlegen. Aber der Abend verlief nicht, ohne noch etlicher Ermahnungen des alten Fräuchens, wenn Dora im Ofen das Feuer schürte, wenn sie, in Gedanken versun-

fen, ein Stückchen von der Zeitung abriß, wenn sie das Flämmchen unterm Teekessel selbst anzündete und bei all den Dingen mehr, die die Frau ihres Neffen am Samstagabend nicht bei ihr tun durfte.

Unwillkürlich kam das Gespräch auf das große Ereignis, das nun bald eintreten mußte. Tantchen war aus ihrem Schlummer erwacht, zum großen Leidwesen des Doktors, der gerade im Begriff war, einer plötzlichen Eingebung folgend, das liebe Köpfchen seiner Frau mit den Händen zu umfassen.

„Soo, soo, soo... hab' ich schon so lang' geschlase' ? Wißt ihr, was ich beim Einschlummern gedacht hab' ?...“ — „Nein, das könnten wir höchstens raten.“ — „Wenn's 'en Jung' wär', müßt't ihr ihn Moses nennen, nach dein' Onkel. Wenn ihr das tut... kommt Moses in mein Testament...“ — „Wir möchten ihn Dirf nennen, Tante, nach Doras Vater...“ — ...So, soo...konnt' ich mir denke'... Moses is ein Jiddename, nit ? Den find't ihr

häßlich, nit?" — „Ach nein, Tante, das ist einerlei.“ — „Und Barmizwe¹⁾ laßt ihr ihn gewiß auch nit werde?" — „Findest du nicht auch, Tante, daß man nicht so weit im voraus denken muß. Es kann noch ebensogut ein Mädchen sein.“ — „Ja, aber, Mar..." — „Hör 'mal, Tante, tu mir den Gefallen, und laß das ruhen! Ich sage dir ein für allemal, daß meine Kinder nicht in einem bestimmten Glauben aufwachsen sollen. Was sie später werden wollen, darüber können sie dann selber bestimmen. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache!" — „Wo kein Glauben is, is auch kein Segen," murrte das alte Frauchen aufbrausend, eine Variation zu dem, was Mama Daanders gesagt hatte. —

„Wie gefällt dir Tante?" hatte Mar gefragt, als sie Arm in Arm nach Hause gingen. Sie schwieg.

Das verstimmte ihn.

Während des ganzen Abends war er sehr

¹⁾ Jüdische Konfirmation.

still; in ihr wogte ein Widerwille gegen die Tante, in der sie eine närrische alte Jüdin sah...

* *

„Wo ist meine Frau, Betje?“ — „Frau Doktor liegt zu Bett, sie ist nicht wohl. Ich bin froh, daß Sie kommen. Da ist auch noch eine Nachricht für Sie... wie heißen doch die Leute? Nun, es steht auf der Tafel... und Sie möchten sofort hinkommen, Herr Doktor.“ — „So... schön... danke!“

Sie lag in der großen Bettstelle, unter dem hochgespannten Himmel. Das Gesichtchen freideweiß, blaue Ränder unter den Augen. Sie hatte gerade etwas Nasenbluten gehabt und hielt ein rot gefärbtes Taschentuch krampfhaft fest.

Mit großer Herzlichkeit setzte er sich zu ihr ans Bett und erwärmte eine ihrer kleinen Hände zwischen den seinen.

„Mein liebes Frauchen...“ — „Bist du da, Mar, bist du da?“ — „Ja, Liebling, ja, ich...“

— „Bleib bei mir, geh nicht mehr weg!“ —
„Ich muß noch einen Augenblick fort, einen
kleinen Weg machen, dann bleibe ich zu Hause.“
— „Nein, nein, bleib hier... ich bin so bange
allein. Ach, du guter Gott, ich glaube, daß ich
sterbe.“ — „Nun sei doch vernünftig, Dorchon,
sei mein starkes Frauchen... wein' doch nicht..“
— „Es sterben aber doch so viele Frauen,
wenn sie in Wochen kommen... das habe ich
selber gelesen... das weiß ich...“ — „Sei
doch nicht so kindisch. Ich habe dir doch schon
oft gesagt, daß sie mit den populären Büchern
nur auf die Dummen spekulieren... Dummes
Mädchen, dein eigener Mann ist doch Doktor
und sogar cum laude... Lach doch wieder,
na!...“ — „Mir ist aber doch bange, daß
ich sterbe, schrecklich bange... schrecklich...“
— „Sonst bist du solch eine tapfere Frau, und
nun denkst du lauter Dummheiten, komm doch,
komm!“

Sie richtete sich auf und barg das verweinte
Gesichtchen an seiner Schulter.

„Laß Mutter herkommen, Mar... dann ist alles gut... dann ist mir nicht mehr bange..“
— „Aber das geht doch nicht, Liebling. Sie wird's nicht wollen, nach allem, was geschehen ist.“ — „Das wird sie wohl, das wird sie wohl!“ — „Dorchen, nun sei verständig. Du weißt doch, daß ich alles versucht habe, um deinen Vater zu versöhnen. Wie sollt' ich nun deine Mutter hierher schaffen?“ — „Sie ist schon einmal hier gewesen, einmal, vor einem Monat.“ — „Was sagst du?“ — „Ich hab's nicht zu sagen gewagt.“ — „Das war nicht schön von dir! Geheimnisse vor deinem Mann.. pfui!“ — „Bist du deshalb böse?“ — „Deshalb nicht, aber daß du es mir nicht gesagt hast... das ist nicht schön.“ — „Wenn sie hier wär', Mar... bei der Entbindung... würde ich so ruhig sein.“ — „Soll ich ihr denn schreiben?“ — „Vater würde sich auch wohl versöhnen lassen, wenn..“ — „Wenn?..“ — „Wirst du auch nicht böf' werden?“ — „Nein, mein Schätzchen.“ — „Wenn...“ —

„Na, ist es so ein Geheimnis?“ — „Wirst du auch wirklich nicht böse?“ — „Über Liebling, wie du ernst bist!“ — „Wenn... wenn... das Kind getauft würde...“ — „Soo!“ — „Das sagte Mutter.“ — „Ist sie deshalb gekommen?“ — „Werde nur nicht böse, du hast's mir versprochen.“ — „Dora... verlangst du es auch... was dein Vater will?“ — „Nein, Mar, nein!... Es ist eine Dummheit... ich hätt's dir überhaupt nicht sagen müssen... Ach, tu, als ob ich es dir nicht gesagt hätte.. Nein, ich werde es nie wollen, nie!“ — „Du hast mir weh getan, Dora...“ — „Mar!“ — „Wir waren auf dem besten Wege glücklich zu werden... Getauft wird das Kind nicht!..“ — „Ja, ja, du hast auch recht... Kuch mich doch wieder an... küß' mich... bitte...“ — „Dorchen, wenn uns der liebe Gott ein Kind schenkt, bekommt es keinen bestimmten Glauben.. höchstens den an Gott!... Das schwöre ich dir bei meiner Liebe... Wenn das Kind auch wieder in einer solchen Zwangsjacke groß

werden sollte... dann wollte ich lieber, daß...
daß..."

Er hielt an sich. Das blasse Köpfchen sank
aufs Kissen zurück. Einen solchen Ausdruck
von Leidenschaft und Willensstärke hatte sie
noch nie auf seinem Antlitze gesehen. Einen
Augenblick blieb es still im Zimmer.

"Mar!..." — "Sagtest du etwas?" —
"Mar... hast du mich denn nun noch eben
so lieb?... Ich bin ja eigentlich viel zu
dumm für dich..." — "Ob ich dich lieb
habe?..." — "Sag es mir noch einmal..."
— "Ob ich dich lieb habe, Dorchchen? Ob ich
dich lieb habe? Als ob Gott... Aber laß
nie mehr so etwas zwischen uns vorkommen..
das tut mir weh..."

Sie ließ ihn nicht ausreden und schlang die
Arme um seinen Hals. So blieben sie in der
Dämmerstunde bei den spielenden Lichtreflexen
des hoch aufflackernden Kaminfeuers sitzen.

* * *

„Sieh, da bist du, Aby? Das freut mich riesig.“ — „Wie geht's deiner Frau?“ — „Es könnte besser gehen. Sie ist nicht ganz wohl... und sehr nervös... sehr nervös...“ — „So? Das tut mir leid. Aber das kommt doch öfter bei jungen Frauen vor, nicht wahr? Und sei doch, bitte, so freundlich und drehe den Totenkopf herum. Welch sonderbarer Zimmerschmuck.“ — „Ist es so gut, Hamlet?“ — „Spotte nur! Ich finde, so ein Totenkopf ist ein scheußlicher Anblick. Braucht man denn jeden Augenblick daran erinnert zu werden, daß man auch sterben muß?... Ich wäre schon 'mal hereingekommen, ich habe aber so verheult viel zu tun. Ich habe alle Klienten meines Vaters behalten. Das ist schwere Arbeit für einen jungen Advokaten.“ — „Ich war vor einigen Monaten auf dem Kirchhof... Es steht ein schöner Stein auf deines Vaters Grab.“ — „Ja, das wollte Mutter so. Und sie wünschte auch, daß er auf dem jüdischen Kirchhof beerdigt würde. Nun, in solchen Tagen lehnt

man sich nicht dagegen auf, ob schon, du weißt ja, wie er über alles dachte.“ — „Geht's deiner Mutter gut?“ — „Schwach..... sehr schwach.“ — „Quält dich irgend etwas, daß du so bedrückt aussiehst?“ — „Quälen, quälen ist das richtige Wort nicht, aber heute Morgen hatte ich doch eine unangenehme Sache, etwas, was mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen ist.“ — „So?“ — „Diskretion, nicht wahr?“ — „Natürlich, du kennst mich doch.“ — „Der junge Van Oppen war heute bei mir...“ — ...„Der verkommene Lump?“ — „Derselbe! Das Bürschchen mit dem blassen Gesicht und rotem Schnurrbärtchen...“ — „Hat er wieder etwas ausgeführt?“ — „Er wollte seinen Vater verklagen.“ — „Was du sagst! Seinen Vater?“ — „Ja! Ich will's dir 'mal auseinandersetzen. . eine elende Geschichte. . Der alte Van Oppen war mit einer Christin verheiratet, wie du auch...“ — „So, das weißt' ich nicht!“ — „Sie ist schon lange tot. Es gibt wohl nur wenig Leute, die das noch

wissen... Nun kommt dieser Geck, dieser
Bummeler, der kaum großjährig ist, zu mir. Ein
Lump aus erster Ehe! Zu seinem Vater darf er
nicht mehr ins Haus kommen, die schmutzige
Geschichte mit der Tochter des... na, das weißt
du ja... Nun, daß er das Erbteil seiner Mutter
durch den Gerichtsvollzieher einfordern läßt, ist
ja seine Sache. Da würde ich nichts darüber
sagen, in deiner und meiner Stellung bekommt
man ja manchmal Seltsames zu hören... aber
wie er sich mir gegenüber ausdrückte... —
„Wie denn?“ — „Wenn du das hörtest, würdest
du einem solchen Lummel...“ — „Was sagte
er denn?“ — ... „Ich will dem alten Juden zu
Hause die Schwindsucht an den Hals ärgern...“
— „Hat er das gesagt?“ — „Was sagst du
dazu?“ — „Das ist eine Gemeinheit! Pfui!...
Wußte er denn nicht, daß du auch Jude bist?“
— „Das glaube ich nicht. Aber das ist das
Wenigste. Stell' dir vor, daß ein Sohn so über
seinen Vater spricht!“ — „Es ist nicht zu
glauben!“ — „Und weißt du, woher das

kommt?“ — „Was?“ — „Diese gemeine Aus-
 drucksweise?“ — „Der Junge ist schlecht er-
 zogen...“ — „Nein, daran liegt es nicht! Die
 Familie hat sehr nett dagestanden, als der Affe
 geboren wurde, bis Van Oppen das Kind, um
 Ruhe zu bekommen, Protestant werden ließ.“ —
 „Dann ist es seine eigene Schuld! Das könnte
 bei mir nicht vorkommen... Dora ist viel zu
 verständig... ich würde mich eher vor den Kopf
 schießen...“ — „O, bei euch ist so etwas
 natürlich nicht denkbar. Aber du siehst doch,
 daß solch eine gemischte Ehe noch 'was nach
 sich ziehen kann!“ — „Dummheit... Würdest
 du keine Christin heiraten, wenn du in eine ver-
 liebt wärst?“ — „Ich werde mich nicht ver-
 lieben! — „Na ja, den Cynismus kennen wir...
 aber gesetzt den Fall?“ — „Das Unmögliche für
 einen Augenblick angenommen... vielleicht ja...
 aber ich würde doch immer fürchten, daß mir
 meine Frau früher oder später 'mal meine
 Abkunft vorwürfe!“ — „Welch eine engherzige
 Auffassung!“ — „Das kommt öfter vor.“ —

„Unsinn... ich kann mir das nicht vorstellen... Das würde mich mein Leben lang elend machen... Was du doch immer für cynische Reden führst!... Komm, laß uns darüber schweigen. Bleibst du heute Mittag bei uns zu Tisch?... Wir haben Fischessen.“

4.

Je näher der Zeitpunkt der Entbindung heranrückte, eine um so größere Veränderung ging in Dora vor, eine Veränderung, die sich scharf auf dem abgemagerten Gesichtchen widerspiegelte. Jeden Tag wurde sie unruhiger, steigerte sich ihre nervöse Gereiztheit. Ohne es sich anmerken zu lassen, befand sich der junge Doktor in fortwährender Aufregung. Der Mann der Wissenschaft, der so oft kaltblütig und sicher bei Krankheitsfällen auftrat, hatte nun Augenblicke, wo er sein Wissen verwünschte, wo er sich die schrecklichsten Komplikationen ausmalte und das Ärgste vorstellte. Doras

Reizbarkeit beunruhigte ihn. Es gab Stunden, wo sie neben ihm saß und lauschte und wenn er dann eine Frage stellte, zusammenschrak, als ob sie an andere Dinge dächte. Mitten im Gespräch konnte sie still werden, mit träumerischen Augen ausschauen und plötzlich wieder erwachen, mit einem seltsamen Benehmen, als ob sie sich erst besinnen müsse, wo sie wäre. Sie aß wenig, klagte über Schwindel, fuhr beim geringsten Laut zusammen, konnte sich über jede Kleinigkeit aufregen und über Capalien murren, daß Max sich oft vor Mitleid krümmte. Fortwährend suchte er sie anzuregen, mit ihm spazieren zu gehen, aber sie zeigte sich schlaff und mutlos, wurde sehr leicht müde und klagte über Schmerzen in den Gliedern und wurde ärgerlich, wenn er vernünftig auf sie einzureden suchte.

Wenn der junge Ehemann aus war, hockte sie ängstlich, fröstelnd und grübelnd auf ihrem Stuhl. Das Blut stieg ihr heiß zu Kopf, und sie ließ das Mädchen hereinkommen, um nicht

allein zu sein. Wenn sie etwas wohler war, dann ging sie ins Gärtchen, sprach leise vor sich hin und scheute das helle Tageslicht.

Einigemale noch war die Stiefmutter heimlich wieder gekommen; sie machte aber das junge Frauchen durch ihre Furcht, Daanders könne hinter die Besuche kommen, nur noch nervöser. Sie fragte viel mit der nüchternen Neugierde und Unbeholfenheit einer Person, die noch nie einer Entbindung beigewohnt hatte und tausend Ratschläge und Ansichten äußerte. Das letzte-mal kam sie gerade aus der Kirche und begegnete May im Wohnzimmer. Herzlich, jovial hatte er sie begrüßt und damit sofort die steife Spannung verwischt, die sonst eine Folge solch unerwarteten Zusammentreffens ist.

Als sie weg war, fand May ihre kleine Bibel auf dem Tisch.

„Deine Mutter hat etwas vergessen,“ sagte er lachend; „gib's ihr zurück, wenn sie wieder kommt. Du kannst es doch schwerlich hinbringen lassen.“ Dora hatte das rot-vergoldete Büchlein

weggeschlossen. Einige Tage später kam es ihr zufällig in die Hände. Mit der Neugier eines Kindes, das etwas aus früheren Jahren findet, hatte sie das goldene Schloßchen geöffnet und zu lesen begonnen, erst lächelnd, dann ernster... Es standen doch viele schöne Sachen darin... wahre Sachen.

So vertieft blieb sie sitzen, bis Mar, ehe sie es wußte, vor ihr stand.

„Liest du in der Bibel?“... hatte er ungläubig gefragt.

Das Buch fiel zu, daß sich die Blätter verdrückten... „Ach Gott, ich bin so erschrocken!...“

*

*

*

Die Hebamme war eine große, starke Frau mit stillen, vornehmen Bewegungen. Ihre behäbige, große Figur füllte, wenn sie sich niederließ, das ganze Wohnzimmer aus. Ihre Hände glitten dann über die plumpen Kniee, und phlegmatisch krümmte sich der breite Rücken. Der fleischige Mund verkündete liebliche Ge-

schichten, leise geknurrte Bemerkungen, pikante kleine Stadtneuigkeiten und langweilige Ratsschläge. Sie benahm sich mit der Ehrbarkeit einer bejahrten Matrone und füllte ihren großen Magen mit der egoistischen Unerschrockenheit des verwöhnten Liebkindes einiger hundert unruhiger Wochenfrauen. Seit ihrem Kommen herrschte in dem jungen Haushalt eine rührige Gemütlichkeit, ein leises Gehen und Laufen in den Gängen, eine ehrfurchtsvolle, wohl überdachte Erwartung des Kindes.

Eines Tages war sie mit May allein. Viel Hochachtung vor jungen Ärzten besaß sie nicht. Sie konnte jugendliche Doktoren in Verzweiflung bringen mit den eingewurzelten Vorurteilen einer alten Frau, die nach allem, was sie mitgemacht hatte, doch nur Achtung vor konventioneller Ehrbarkeit und hergebrachten Anschauungen besaß.

„Ich sehe die Sache nicht so leicht an,“ sagte sie, nachdenklich den glatten Kopf schüttelnd. — „Nicht so leicht an!... Warum?“

Die Frage wurde heftig gestellt. Die Bemerkung der Hebamme stimmte zu genau mit seinen eigenen Gedanken während der letzten Wochen überein. — „Weil ich die Sache nicht so leicht ansehe. . .“ — „Weil! Weil! . . . Warum?“ — „Es ist mein zweihunderteinundvierzigster Fall, aber solch eine Unruhe habe ich noch selten vorher gesehen. Sie dürfen sie doch keinesfalls selbst behandeln! . . .“ — „Das weiß ich wohl, aber. . .“ — „Sie spricht fortwährend von Tod und Sterben. Und das ist durchaus nicht gut. . .“ — „Wenn's nur erst vorüber ist. . .“ — „Wenn. . . Wenn. . . Sie hat mir gesagt, daß sie ganz ruhig sein würde, wenn nur ihre Mutter. . .“ — „Ja, ja, das weiß ich auch! . . . Sie müssen meine Frau zu beruhigen trachten, sie nicht so ihren Gedanken überlassen.“ — „Sie brauchen mich nichts zu lehren. Ich bin doch nicht von gestern! . . . Ich sage nur, wenn ihre Mutter nicht kommt. . . nein, wahrhaftig, dann können Sie es nicht verantworten. Es ist gerade wie eine fixe Idee bei ihr. . .“ —

„Hm!“ — „Es ist immer nicht gut, wenn sie so 'was im Kopf haben, wenn's so weit ist. Da ist zum Beispiel die Frau von Strahlen, eine brave Frau, eine meiner besten Stellen gewesen, viel Nebeneinkommen... na, die ist drin geblieben, weil sie unaufhörlich über ihren Mann nachgedacht hat, der einmal etwas Blut...“ — „Wenn Sie solche törichte Sachen nur nicht erzählen, wenn meine Frau dabei ist!“ — „Ach, Gott bewahre... es ist mein zweihunderteinundvierzigster Fall!..... Gott bewahre!“

*

*

*

Wütend drehte Max sich auf seinem Stuhl um. Das breite Gewäsch der Hebamme dröhnte noch in seinen Ohren. Er überlegte. Dann schrieb er ohne Unterbrechung.

„Wozu noch länger Feindschaft? Doras nervöser Zustand beunruhigt mich. Lassen Sie Mama doch für einige Zeit zu uns kommen. Ist es nicht besser und würdiger für uns beide, diese unglückliche Glaubensangelegenheit Doras

wegen beizulegen? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß ich es meinen Kindern bei ihrer Großjährigkeit selbst überlassen will, wofür sie sich entscheiden. . . .“

Abends lag in Mar' Briefkasten ein wütend zusammengeknittertes Briefchen: Daanders große Hahnenfüße:

„Lassen wir einander recht verstehen. Kinder eines Israeliten werden überall für Juden angesehen. Da es gegen meinen Willen so weit gekommen ist, mache ich die Aussöhnung meinerseits — die auch die von Doras Mutter in sich schließt — ausschließlich davon abhängig, daß Sie definitiv erklären, daß das Kind getauft wird. Empfange ich noch heute Abend diese Versicherung, dann ist die Sache in Ordnung und werden wir für die Folge in verwandtschaftliche Beziehungen zueinander treten. . . .“

Es wurde keine Antwort an den Huthändler gesandt. Der Doktor hatte das Papier ärgerlich weggeworfen.

* * *

In furchtbarer Aufregung lief der junge Ehemann in seinem Zimmer umher. Alle seine Nerven waren angespannt. Manchmal, wenn aus dem anderen Zimmer ein Laut zu ihm drang, stockte sein Atem, blieb er schwer ringend stehen und lauschte mit dem Türknoß in der Hand. War es still, dann setzte er sein fieberhaftes Wandeln, das ihn schwindelig machte, fort, stand ab und zu still vor den Photographien an der Wand, deren Umrisse nebelhaft vor seinen Augen schimmerten oder starrte mit verschärfter Aufmerksamkeit nach einer Kleinigkeit, die ihm früher nie daran aufgefallen war. Dann wieder jagte er nervös umher, drückte die glühende Stirn an die Scheiben, sah die Vorübergehenden vorbeischnellen, bis das Fensterglas von seinem Hauch beschlug, lauschte halb gedankenlos nach dem Geräusch draußen, den schrillen Lärm der Trams, und riß sich wieder plötzlich davon los und trank aus einem auf dem Tisch stehenden Glase große Züge Cognac, blätterte in einem Buch, dessen kleine

Buchstaben ihm in schwarzen Zügen vor den Augen tanzten und schrak dann wieder fröstelnd und schauernd zusammen. . . kurzum fühlte sich schwach und ohne jegliche Widerstandskraft.

Der Unblick seines Frauchens, das schon seit dem frühen Morgen von Schmerzen gemartert wurde, schwebte ihm vor und verfolgte und peinigte ihn. Wohl schon ein paar duzendmal war er aus dem Schlafzimmer weg nach unten ins Wohnzimmer gelaufen, hatte in der Küche eine Tasse Kaffee getrunken, das Geschwätz des Mädchens angehört, hatte sich geärgert, daß er so kindisch war und im nächsten Augenblick war ihm die Angst aufs neue zu Kopf gestiegen.

„Sind Sie hier, Kremer? . . .“

Es war der alte Kollege, der schnell eintrat. May sah ihn mit furchtsamen Augen an.

„Wie finden Sie meine Frau?“ — „Sie leidet sehr. Ich befürchte eine Komplikation. . . Sie phantasiert etwas. . . ruft oft ihre Mutter. Sie muß sofort kommen. . . Ich glaube, das

Kind kommt gegen Abend.“ — „Muß ihre Mutter kommen?“ — „Wir verstehen uns doch, Kollege... ich brauche Ihnen doch nichts zu verbergen... es ist das einzige Beruhigungsmittel.“ — „Wir sind mit der Familie entzweit...“ — „Dann muß der Streit beigelegt werden.“ — „Das geht nicht...“ — „Geht nicht?“ — „Nein.“ — „Ja... in familienangelegenheiten möchte ich mich keineswegs mischen, aber meine Ansicht wissen Sie ja nun... Bis heute Abend...“ — „Einen Augenblick!... Es muß sein, sagen Sie?“ — „Nach meiner Ansicht ja, positiv!“ — „Dann soll es sein.“ — „Das ist recht. Adieu.“ — „Adieu.“

Zehn Minuten später wurde bei Daanders angeschellt. Ärgerlich riß der alte Mann das Couvert auf.

„Kleide dich an, geh sofort zu Dora. Eile dich etwas.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Das Kind wird getauft werden... Schick

mir gleich Nachricht, wie alles abgelaufen.
Komm' nun, halt' dich nicht länger auf!...“

5.

„Wie fühlst du dich heute, Kind?“

Sie saß gemütlich im Schaukelstuhl. Das schöne Köpfchen noch etwas blaß, aber die Lippen wieder rot, Zeichen zurückkehrender Gesundheit.

„Gut, Mar...Glücklich!“ — „Ich möchte mal etwas Ernstliches mit dir besprechen, Dora...ich habe damit gewartet, bis du kräftig genug wärst... Morgen muß das Kind getauft werden...“ — „Würde es nicht besser sein, wenn wir nicht darüber sprächen, Mar... ich finde es so peinlich ... ich trage doch die Schuld daran, ohne meinen Willen...das weißt du...“ — „Erinnerst du dich noch, was ich damals zu dir sagte, als...“ — „Das weiß ich...“ — „Ohne deinen Willen...ist es doch geschehen...ich konnte es nicht verweigern...“

ich hätte an dem Tag in alles eingewilligt.“ —
 „Am Geschehenen läßt sich ja nun nichts mehr
 ändern... wir bleiben einander, was wir immer
 gewesen sind.“ „Nein, Dora! Wenn es morgen
 geschieht... ist etwas Fremdes zwischen uns
 gebracht... Das möcht' ich nicht!... Das will
 ich nicht!“ — „Das willst du nicht?...“ —
 „Dora... die Taufe soll nicht stattfinden!“ —
 „Mar!“ — „Es ist erzwungen! Erpreßt! Dein
 Vater hat schändlich...“ — ...„Mar, ich
 bitte dich!“ — „Ich muß es aussprechen...
 es drückt mich wie Blei... Schändlich hat er
 die Sachlage ausgenutzt... es war eine Ge-
 meinheit!“ — „Mar, ich will nicht hören, daß
 du so über meinen Vater sprichst!“ — „Ist
 es denn nicht wahr?“ — „Er meinte es gut.“
 — „Das sagst du?... Bin ich dir denn fremd
 geworden?“ — „Ach, Mar, sprich doch nicht
 so... es ist nun einmal daran nichts zu ändern!“
 — „Aber ich will es noch ändern! Keiner
 von uns beiden hat es gewünscht! Wenn die
 Taufe stattfindet, kann ich mein eigenes Kind

nicht mehr leiden!“ — „Mar! Mar!“ —
„Ich will mein schönstes Ideal nicht so zer-
treten sehen!“

Je länger sie sprachen, desto wütender wurde er. In ihren Stuhl zurückgesunken, sah sie ihn vorwurfsvoll an. Sie hatte sich in den letzten Tagen so behaglich, so wohlig gefühlt. Sie war wieder von ihrer Familie umringt gewesen, von der sie ein volles Jahr getrennt gewesen war und hatte, im Rausch der Freude und der Wiederkehr ihrer physischen Kräfte, nicht über die Taufe des Kindes nachgedacht. Sie war ganz egoistisch in der Liebe zu ihrem Kinde aufgegangen, hatte verklärten Angesichts die alt bekannten Gesichter an ihrem Wochenbett gesehen, und nun stand er da, aufgeregt, grollend, vor ihr, mit einem Ausdruck von Energie auf dem Antlitz, der sie beängstigte. So, wie sie ihn nun da mit seinen vom Zorn markierten Zügen vor sich sah, fand sie ihn häßlich, fand sie, daß er seiner Tante sehr ähnlich sähe ... ein prononciert jüdischer Typus...

„Und was willst du tun?“ fragte sie endlich laut, unangenehm. — „Deinem Vater schreiben, daß ich mein Wort zurückziehe!“ — „Das wirst du nicht tun, nein!“ — „Ich tu's, auf mein Wort!“ — „Wenn du das tust... Nein, du wirst es nicht tun. Du hast selbst gesehen, wie er sich über sein Enkelchen freute...“ — „Wollt ihr denn auch meinen Sohn gegen mich aufheizen?“ — „Du kannst dein Wort nicht zurückziehen!“ — „Ich frage nicht danach! Unser ganzes Glück steht auf dem Spiel!“

Immer aufgeregter wurden beide. Während er einerseits fühlte, daß es nicht ehrenhaft sei, sein Wort zu brechen, wallte andererseits sein ganzer Freisinn auf, und fühlte er durch diesen elenden Zwischenfall den Boden seines ehelichen Glücks versinken. Dazu kam ein gewisser Haß gegen den alten Daanders, der sich während dieser ganzen Zeit mit einer gewissen, ihn demütigenden, abgemessenen Höflichkeit in seinem Hause eingenistet hatte, der ihn wie eine Null, wie Etwas, was man dulden muß, betrachtete.

In Dora begann das vom Vater ererbte heftige Temperament zu gären. Mit träger Willenlosigkeit, eine Folge ihrer Mutterschaft, klammerte sie sich an dem Heute fest, vergaß sie den Idealisten und sah in ihm jetzt nur noch den Undersgläubigen vor sich, jemanden, der sie aus ihrer köstlichen Ruhe wachschüttelte... Sie kehrte ihm zornig den Rücken.

„Dora, wir haben noch nie Streit gehabt. Ich habe dir alles zu Willen getan, aber der Spielball deines Vaters bin ich nicht... Ich schreibe ihm noch heute, daß weder du noch ich die Taufe wollen, daß wir alle beide dagegen sind, daß ich es gelobte, als dein Leben auf dem Spiele stand, daß er doch billig denken muß... Allein schon, weil ich es in halbem Wahnsinn geschrieben habe... Ich will keine Formalitäten... ich will es nicht... dann könnte das Kind auch gerade so gut Jude werden... ich mag und will keine Formalitäten...“ — „Wenn du das schreibst, werde ich...“ — „Schweig!... Ich trete für uns

beide ein, später wirst du mir recht geben.“ — „Du sollst es aber nicht tun!“... Rot vor Zorn, sprang sie auf. — „Dora, du kennst mich noch nicht!“ — „Nein, das hätte ich nie von dir gedacht!“ — „Von mir gedacht? Von mir... es ist ein Streich deines Vaters...“ — ...„Ein Streich?...“ — ...„Ein gemeiner!“ — „Was du tun willst, ist schlimmer... schmutziger...“ — „Dora!“ — ...„Das ist Wortbruch... das heißt meinen Vater betrügen... das ist ein Judenchlag!“ Erschrocken hielt sie ein. — „Was sagtest du?“ fragte er tonlos, obschon er es — bitter, schneidend, wie es gesagt worden war — ausgezeichnet verstanden hatte. — „Mar!“...

Es klang wie eine Bitte um Vergebung. Einen Augenblick sah er sie mit großen, seltsamen Augen an. Dann ging er hinaus.

* * *

An seinem Schreibtisch saß er, den Kopf in den Händen und blickte mechanisch auf den

Totenkopf. Die hohl hervorstehenden Löcher, in denen einst beseelte Augen gelebt, grinsten ihn wie zwei ekle Höhlen an. Gedankenlos zählte er die Nächte, dachte nach über das weggezehnte Gehirn, klopfte mit den Fingern an den leeren Schädel, daß es leise, dumpf widerklang, als ob an die Thür geklopft würde. Dann lachte er schrill und schmerzlich auf. Von der Straße her drangen laute Klänge und fröhliches Leben durchs geöffnete Fenster. Das Sonnenlicht fiel schräg durchs Zimmer, unzählige kleine, bewegliche Atome tanzten und spielten darin. Mit schmerzpochem Kopf blieb er sitzen. Es war, als ob er lachen hörte, einen seltsamen Klang, ein freischendes Etwas, zu einem Brausen anschwellend, als ob die Fugen seines Kopfes frachten... Die fleischlosen Lippen des Totenkopfes gingen höher auseinander und legten die gelben Zähne bloß. ...Hi! Hi! Hi! Ho! Ho!... Ruckweise Atemstöße entströmten den beinernen Wänden; wild, laut ächzend; Jubelgeschrei, jodelnde Rufe...

Kleine Feuerbälle funkelten in den Augenhöhlen... Hi! Hi! Hi!...

Dann stand er auf und lachte heiser mit.

Am folgenden Tage wurde das Kind getauft.





Wiener Verlag:

(Wien, IX., Garelligasse 2.)

- Raoul Auernheimer**, Rosen, die wir nicht erreichen. M 2.50 = K 3.—
- Raoul Auernheimer**, Renée. Sieben Kapitel eines Frauenlebens. M 2.— = K 2.40
- Raoul Auernheimer**, Lebemänner. M 1.— = K 1.20
- Germann Bahr**, Sezession. 2. Auflage. M 5.— = K 6.—
- Germann Bahr**, Der franzl. fünf Bilder eines guten Mannes. 3. Auflage. M 5.— = K 6.—
- Germann Bahr**, Wirkung in die ferne und Anderes. M 3.— = K 3.60
- Barbey d'Aurevilly**, Die Teufelischen („Les Diaboliques“). 3. Auflage. M 5.— = K 6.—
- Georges Courteline**, Bonbouroche. M 2.— = K 2.40
- Georges Courteline**, Marionetten. 2. Auflage. M 3.— = K 3.60
- Olivier Piraison-Seylor**, Marine. Roman. M 3.— = K 3.60
- Felix Dörmann**, Warum der schöne Fritz verstimmt war. M 2.— = K 2.40
- Felix Dörmann**, Zimmerherren. Komödie. M 2.— = K 2.40
- Felix Dörmann**, Die Krannerbuben. Komödie. M 2.— = K 2.40
- Felix Dörmann**, Der Herr von Abadessa, ein Abenteuerstück in Versen. M 2.— = K 2.40
- H. Fred**, Giovanni Segantini. (Illustriert mit einer Farbendrucktafel, zwei Heliogravuren und ca. 30 Autotypien.) 2. Auflage. M 6.— = K 7.20

- Julius von Hans-Ludassy, Der letzte Knopf.** Volksstück. 2.—3. Auflage. M 2.— = K 2.40
Julius von Hans-Ludassy, Der goldene Boden. Volksstück. M 2.— = K 2.40
Julius von Hans-Ludassy, Frühlingskinder. Volksstück. M 2.— = K 2.40
Iwan Gontscharow, Oblomow. Roman in vier Teilen. 2. Auflage. M 6.— = K 7.20
Max Graf, Wagner-Probleme und andere Studien. 2. Auflage. M 4.— = K 4.80
George Gottthold, Café Neufundland. Novellen. M 1.50 = K 1.80
Stefan Grohmann, Die Treue. Novellen. M 2.50 = K 3.—
Rudolf Hawel, Mutter Sorge. Volksstück. M 2.— = K 2.40
Rudolf Hawel, Frieden. Eine Legende. M 1.— = K 1.20
Eugen Herbert, Unter Wildenten. M 2.— = K 2.40
Hans Jäger, Christiania — Bohème. Roman. 3. Auflage. M 4.— = K 4.80
G. Karlweis, Das grobe Hemd. Volksstück. 2. Auflage. M 2.— = K 2.40
G. Karlweis, Martins Ehe. Eine Novelle in Briefen. M 1.50 = K 1.80
Toni Mark, Standhafte Mädchen. M 2.— = K 2.40
Sophus Michaëlis, Nebelö. M 3.— = K 3.60
Octave Mirbeau, Tagebuch einer Kammerjungfer. Roman. 12.—15. Tausend. M 3.— = K 3.60
Octave Mirbeau, Sebastian Roch. Roman. 5. Tausend. M 3.— = K 3.60
Octave Mirbeau, Der Abbé. 3. Tausend. M 3.— = K 3.60

- Octave Mirbeau, Bauernmoral. 3. Tausend.
M 2.— = K 2.40
- Richard Muther, Studien und Kritiken.
Band I.: 1900 3. Auflage. M 8.— = K 9.60
Band II.: 1901 2. Auflage. M 8.— = K 9.60
- Sigbjörn Obstfelder, Tagebuch eines Priesters.
Nachgelassener Roman. M 2.— = K 2.40
- Georges Rodenbach, Die stille Stadt, Schauspiel.
Der Schleier, dram. Gedicht. M 2.50 = K 3.—
- Felix Salten, Der Hinterbliebene.
M 2.— = K 2.40
- Felix Salten, Der Gemeine. Schauspiel.
M 2.— = K 2.40
- Felix Salten, Die Gedenktafel der Prinzessin
Anna. 2. Auflage. M 2.— = K 2.40
- Sungo Salus, Christa. Ein Evangelium der Schönheit.
2. Auflage. M 2.— = K 2.40
- Karl Schönherr, Die Bildschnitzer. Eine Tragödie
braver Leute. 2. u. 3. Auflage. M 1.25 = K 1.50
- Henryk Sienkiewicz, Folget ihm nach! Drei Er-
zählungen. M 2.— = K 2.40
- Dora von Stockert-Meynert, Grenzen der Kraft.
Eine Erzählung. M 2.— = K 2.40
- Wagh, Das tut man nicht. M 2.— = K 2.40
- Elsa Zimmermann, Das Dunkle, die Geschichte
einer Seele. M 2.— = K 2.40
- Elsa Zimmermann, Gothik. Eine Dichtung.
M 2.— = K 2.40

Sämtliche Werke sind auch gebunden vorrätig.

Raoul Nuernheimer:

Rosen, die wir nicht erreichen.

„Hamburger Fremdenblatt“: Der „Wiener Verlag“, der uns bereits die Kenntnis einer Anzahl wirklich guter und origineller Bücher vermittelt hat, läßt mit seinen „Rosen, die wir nicht erreichen“, abermals ein gediegenes Werk in die Öffentlichkeit hinausgehen. Der Erzähler dieser kurzen Geschichten aus dem Leben erfreut sich einer frische und Selbständigkeit der Anschauung und dabei eines Stiles von so bestrickendem Reiz, daß man den Autor ohneweiters in die erste Reihe der modernen Erzähler zu stellen hat.

„Berliner Nationalzeitung“: (Welt am Montag.) Wer Raoul Nuernheimer, der jedem auf literarischem Gebiet Versierten wohl schon begegnet ist, noch nicht kennt, der sollte diesen Geschichtenband zum Vermittler einer zweifellos sehr genußreichen Bekanntschaft machen. Nuernheimers Geschichten werden alle ohne Ausnahme von einem feinen Humor und einer noch feineren Satire getragen. Der Dichter schaut von hoher Warte auf Welt und Menschen herab.....

Raoul Nuernheimer: Renée.

Sieben Kapitel eines Frauenlebens.

„Frankfurter Zeitung“: Eine bitterböse, aber wunderhübsche Satire aus dem Frauen- und aus dem Wienerleben. In der Sache bitterböse, in der Form wunderhübsch, denn gallig wird unser Autor nicht. Er erzählt mit dem lebenswürdigsten Gesicht von der Welt seine unartige Geschichte. Auf daß wir eben nicht allzu oft ernst und feierlich dazu dreinsehen müssen, kommt zuweilen, nur nicht allzuhäufig

ein Wort wie ein Hieb aus seinen lächelnden Lippen. Er weiß, daß er mit Grazie plaudern kann und einen losen Mund hat. Er freut sich dessen, macht von beiden ausgiebigen Gebrauch, und der Leser freut sich mit ihm.

Toni Mark: Standhafte Mädchen.

„**Fränkische Morgenzeitung**“: Ein sehr amüsantes Buch, durch und durch lebenswahr. Die Verfasserin analysiert mit großer Meisterschaft „Das Dienstmädchen von heute“ und stellt sich in die erste Reihe unserer Erzählerinnen; in der Dienstabotenliteratur mag „Standhafte Mädchen“ neben Klara Diebigs Roman „Das tägliche Brot“ genannt sein. Durch die humoristische Färbung ist bei Toni Mark manches noch wahrer.

„**Deutsche Zeitung**“: Eine bei Frauen sonst nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und Schärfe zeichnen dieses Buch aus. Eine köstliche Frische haftet den beiden Novellen an und macht sie zu zwei prächtigen Stücken unserer Heimatliteratur.

„**Frankfurter Zeitung**“: Mit viel Frische, Wärme und einem oft sehr ergötzlichen Humor werden die beiden Geschichten erzählt. . . . Hier wird weder Tendenz noch Moral gepredigt, sondern wie das Leben ist, wird es tapfer angefaßt und mit innerlicher Freude, daß es auch im kleinsten noch so schön bunt und toll ist, dargestellt.

„**Die Zeit**“: Die beiden Erzählungen, die den Inhalt des Buches bilden, fallen durch ihre Frische besonders auf. Eine heitere, gleichsam beschwichtigte Sinnlichkeit entwickelt die Vorgänge einfach und mit Wärme. Die Gestalten sind mit Kraft, beinahe mit Männlichkeit angefaßt.

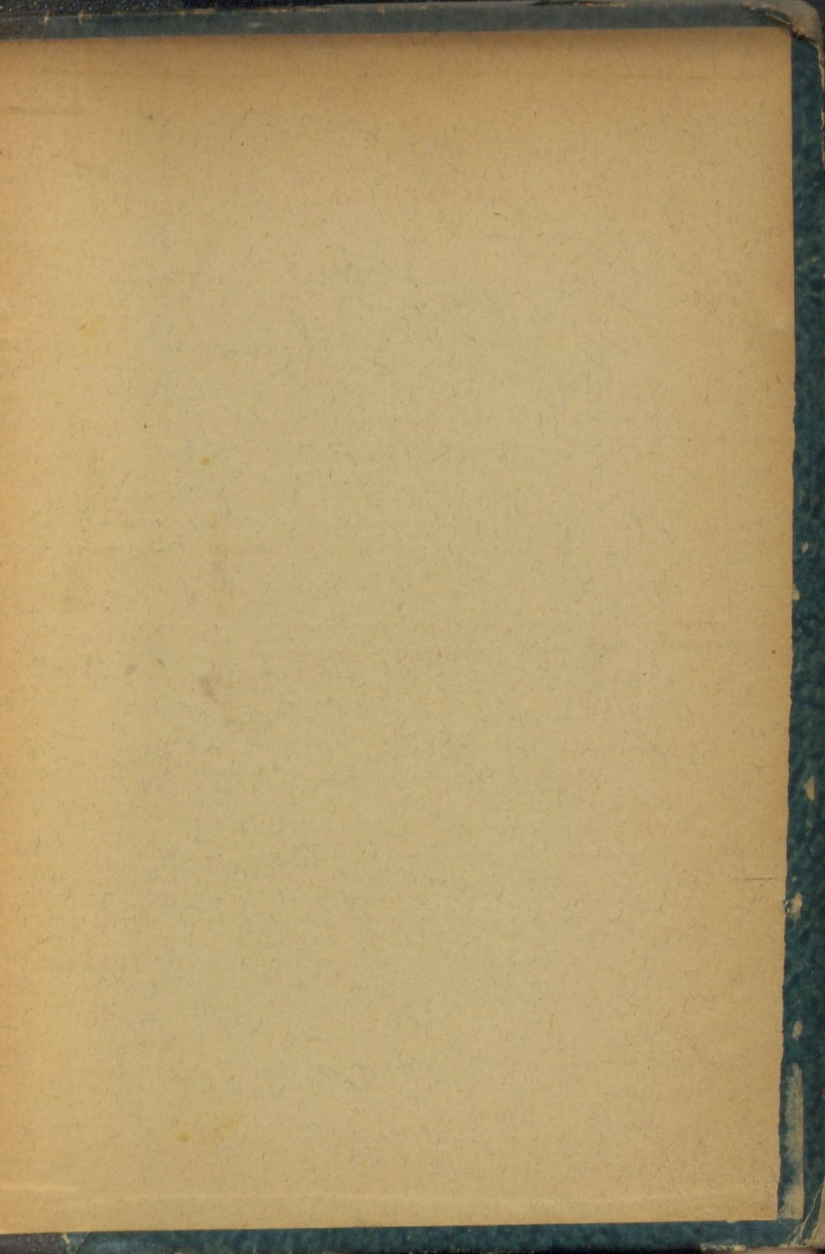
Felix Salten:

Die Gedenktafel der Prinzessin Anna.

Umschlagzeichnung von Emil Orlik.

Hofrat Dr. Max Burchhard, schreibt in der „Zeit“:
Die soeben im Wiener Verlag erschienene Novelle Saltens ist von einer ganz ungewöhnlichen Frechheit. Sie ist aber nicht nur frech, sie ist auch gut, die Frechheit sinkt nicht herab zur lüsterneu Note, sie erhebt sich zu blutiger Ironie. Parabasco, Herzog von Riavenna, betritt, da er nächtlicherweile eben selbst von einem Liebesabenteuer kommt, seine Schwester Anna, wie sie heimlich aus einem Pfortchen des Palazzo Gembì huscht. Da er sich überzeugen muß, daß der junge Gembì sein zartes Geheimnis nicht für sich allein behalten hat, entschließt er sich resolut, allem geheimen Gezischel und Getriebe dadurch vorzubauen, daß er eine Gedenktafel am Palazzo Gembì anbringen läßt, auf der mit dürrer Worten der Öffentlichkeit mitgeteilt wird, was Prinzessin Anna in diesem Hause erlebt hat. Welche Folgen diese Tat des Herzogs hat, wie insbesondere das gute Volk die Prinzessin als Wohltäterin von Riavenna im Triumphzug durch die Stadt führt und ihr angesichts der Gedenktafel eine begeisterte Huldigung darbringt und wie zum Schluß der Herzog an sich selbst erfährt, welche Nutzenwendungen ein einfaches Mädchen aus dem erhabenen Beispiele der verehrten Fürstin zieht — das möge jeder in dem Büchlein lesen. Es könnte in der besten Zeit der Renaissance geschrieben sein.







www.books2ebooks.eu